

# Monatshefte

für deutsche Sprache und Pädagogik.

(Früher: **Pädagogische Monatshefte.**)

A MONTHLY

DEVOTED TO THE STUDY OF GERMAN AND PEDAGOGY.

Organ des

Nationalen Deutschamerikanischen Lehrerbundes.

---

**Jahrgang VII.**

**Juni 1906.**

**Heft 6.**

---

## **Am Schluss des Schuljahres.**

Es ist vorbei, das Jahreswerk vollendet;  
Wie war es reich an Sorg und Müh'n!  
Ward für die Arbeit Beifall auch gespendet  
Und Anerkennung dir verlieh'n?

Die zarte Kinderseele konnt' sie fassen,  
Was Vorschrift sie zu lehren hiess?  
Musst' von dem Übermass nicht viel verblassen,  
Dieweil Geduld dich oft verliess?

— Ich hab' nicht allzu peinlich abgewogen  
Des Wissens Mass nach Krämer Art;  
Mir gilt es viel, dass ich auch hab' erzogen  
Gemüt und Herz, wie Blumen zart.

Was kümmert's mich, wenn Nörgler Mängel spüren,  
Was Schmeichelreden leerer Schwall?  
Den Weg des Guten, Wahren, Edeln führen  
Die Jugend — ist mein Ideal!

*Friedr. Spörri, Zürich.*

## Carl Schurz. Gestorben den 14. Mai 1906.

(Für die Monatshefte.)

Von Dr. Rudolf Tombo, Sr., New York.

Carl Schurz gehörte zu den grossen Menschen, an deren Bahre die ganze Welt trauert. Aus der alten Welt im Kampf um die Freiheit vertrieben, fand er in der neuen Welt zwar die sogenannte politische Freiheit, erkannte aber zugleich mit scharfem Blick den Mangel an Idealismus, an dem das Land krankte, das er zu seiner zweiten Heimat erkoren. Das nationale Leben dieses Landes zu veredeln und zu vergeistigen, ward daher fortan sein Lebensziel, dem er bis zu seinem letzten Atemzug treu geblieben. Ein Sendbote der Wahrheit, kämpfte er gegen Lug und Heuchelei im politischen und sozialen Leben des Landes, unbekümmert um den Hass der Massen, um die Feindschaft der machthabenden Parteien.

„Die Feinde, deren Zorn  
Sein Schmuck, sein Stolz, sein Sporn.“

Über den Zinnen der Parteien stehend, wies er das amerikanische Volk auf den einzigen Weg, der zur Ehre und Grösse des Landes führt, den Weg, welchen die Gerechtigkeit vorschreibt. Er kämpfte für die Befreiung der Sklaven, nahm den unterdrückten Indianer in Schutz, trat für die Menschenrechte der Neger ein. Vom höchsten sittlichen Ernst war sein öffentliches Wirken getragen, vom höchsten sittlichen Ernst war sein Privatleben durchdrungen.

Das war Carl Schurz, der gleich den grössten Dichtern und Denkern der Welt zum Lehrer der Menschheit wurde. Er gehört der Sittengeschichte der Welt an.

Uns Deutschen in Amerika war Carl Schurz mehr. Wir liebten ihn und werden ihn lieben immerdar, eben weil er ein Deutscher war, weil seine Persönlichkeit das Beste verkörperte, was sich im deutschen Wesen findet, die ideale Anschauung der Welt und des Lebens. In Carl Schurz verehrten und bewunderten die Millionen Deutschamerikaner ihren Führer und Lehrer, ihm haben sie zu danken, dass die besten Amerikaner fröhlich anerkennen, was ihre deutschgeborenen Mitbürger für die Entwicklung dieses Landes geleistet haben. Fern lag ihm der Gedanke, dass die Deutschamerikaner je eine besondere Partei bilden, eine Verdeutschung des Landes anstreben könnten, wie sie von unklaren Köpfen wohl gelegentlich gedacht wurde. Aber ebenso entschieden verurteilte er die

erbärmlichen Wichte, die mit der Landung auf amerikanischem Boden glaubten, ihr deutsches Wesen abstreifen, ihren Namen anglisieren zu müssen, die fortan amerikanisches Wesen verherrlichten und deutsche Sitten lächerlich machten. Immer und immer wieder wies er daher darauf hin, dass die Deutschen sich die besten Eigenschaften des Deutschtums bewahren und die besten Eigenschaften des Amerikanertums aneignen müssten, denn darauf beruhe die zukünftige Grösse des amerikanischen Volkes, dass es das Beste aller Nationen in sich vereinige, die zur Gestaltung seines Volkstums beitragen. Das Bild von der jungen Braut und der alten Mutter, das Carl Schurz einst prägte, ist fast zum Gemeinplatz geworden, und doch soll es auch hier wiederholt werden, weil es besser, als es die Worte anderer vermöchten, seine Stellung zu den Bestrebungen des Deutschamerikanertums ausdrückt. „Der ist nicht fähig, die junge Braut treu zu lieben, der nicht die alte Mutter in treuem Andenken hält. Wer das alte Vaterland nicht ehrt, der ist des neuen nicht wert.“ Und wie liebte er das alte Vaterland, das ihn doch einst ausgestossen hatte! Mit aller Sentimentalität, deren der Deutsche nur fähig ist. „Sagen wir es heute laut, wie sehr wir das Land lieben, in dem unsere Wiege stand“, so lesen wir in einer der glänzendsten Reden, die Carl Schurz je gehalten hat. Es war sein Gruss ans alte Vaterland, den er zur Feier des deutschen Tages bei der Weltausstellung in Chicago sprach und dessen Schlussätze hier eine Stelle finden mögen:

„Uns aber, den Amerikanern deutschen Blutes, sei, was wir hier sehen, eine Mahnung und Inspiration. Vergessen wir nie, dass wir des vaterländischen Ruhmes froh sein dürfen nur in dem Masse, in dem wir seiner würdig sind. Ich sagte: Wer das alte Vaterland nicht ehrt, ist des neuen nicht wert. Ich sage auch: Der ist des alten Vaterlandes nicht wert, der nicht im neuen zu den pflichttreuesten Bürgern zählt. Noblesse oblige. Sich einen Deutschen zu nennen, bedeutet jetzt mehr, als es früher bedeutet hat. Wer sich so nennt, der vergesse niemals seine Ehrenpflicht. Er achte Deutschland in sich selbst. Grosses kann der Deutschamerikaner vollbringen in der Entwicklung der Sammelnation der neuen Welt, wenn er in seinem Sein und Tun das Beste des deutschen Wesens mit dem Besten des amerikanischen Wesens vereint zur Gestaltung bringt. Und hier an diesem deutschen Ehrentage lasst uns **geloben**, diese hohe Aufgabe getreu zu erfüllen.

Dieses ist der Gruss, den wir hinübersenden. Mit dieser Liebe für was du bist, mit diesem Dank für was du getan, mit diesem Wunsch für deine Wohlfahrt, mit diesem Gelübde deiner würdig zu sein, aus vollem Herzen grüssen wir dich heute, du grosse, alte Mutter, du herrliches, du liebes deutsches Vaterland!“

Wenn Schurz die Deutschen beständig ermahnte, sich die Güter, die ihnen ihr Vaterland mit auf den Weg gegeben, zu erhalten, so dachte er dabei in erster Linie an die Erhaltung der deutschen Sprache. Und das mit Recht. Denn er war sich dessen wohlbewusst, dass die Sprache die Trägerin und Vermittlerin der Kultur eines Volkes ist und dass die Deutschamerikaner von dem Augenblick an, wo sie ihre Sprache aufgeben, darauf verzichten, auf die kulturelle Entwicklung dieses Landes einen Einfluss auszuüben. Beachten wir das wohl! Carl Schurz teilte keineswegs die Ansicht derer, die da meinen, die deutsche Sprache als gesprochene, als Umgangssprache werde doch eher oder später in diesem Lande untergehen, und es genüge daher, sie als Sprache der Literatur und Wissenschaft zu pflegen. Er legte vielmehr den grössten Wert darauf, dass die deutsche Sprache als lebende Sprache in diesem Lande erhalten bleibe und in den Schulen gelehrt werde, und er ward nicht müde, den Deutschen bei jeder Gelegenheit zuzurufen, die deutsche Sprache nach Kräften in der Familie zu hegen und zu pflegen. Noch wenige Wochen vor seinem Tode sandte er dem Deutschen Sprachverein in New York für ein Gedenkbüchlein zur Feier seines Stiftungsfestes einen Spruch, den wir als sein Vermächtnis an die Deutschen ansehen können. Schon zu schwach, um selbst die Feder zu führen, diktierte er seiner Tochter das Folgende als Beitrag für das erwähnte Büchlein:

Die deutsche Sprache ist ein Schatz von höchstem Wert, dessen voller Besitz im reiferen Leben nur mit grosser Mühe und Arbeit gewonnen werden kann. Der Deutschamerikaner, der in seiner Jugend in der alten Heimat diesen Besitz gewonnen hat und ihn dann in der neuen Heimat durch Nachlässigkeit oder falschen Stolz verkümmern lässt, begeht eine wahre Sünde an sich und seinen Kindern.

CARL SCHURZ.

Schurz hielt es allerdings für die erste Pflicht des eingewanderten Deutschen, Englisch zu lernen. „Ich habe auch Englisch zu lernen versucht“, erklärte er einmal in seiner rührenden Bescheidenheit, „und meine Kinder ebenfalls. Aber in meinem Familienkreis wird nur Deutsch gesprochen.“ Dabei wissen wir alle recht gut, dass Schurz ein Meister der englischen Sprache war. Um hier nur eine seiner englischen Schriften zu nennen, so ist sein Henry Clay ein wahres Meisterwerk des englischen Stils und als solcher von der amerikanischen Kritik neidlos anerkannt. Aber wer je Carl Schurz hat Deutsch sprechen hören in öffentlicher Rede, dem wird der Eindruck seiner Worte unvergesslich bleiben. Wahr und rein wie sein Charakter, so war seine Sprache, knapp und klar, kein Wort zu viel oder zu wenig, fern von allem Phrasenhaften und doch hinreissend und überzeugend. Carl Schurz hat dem Verfasser dieser Zeilen gegenüber mehrmals geäussert, er halte Paul Heyse für den

besten deutschen Stilisten; wenn wir daher seine sorgfältige und geschmackvolle Sprache bewundern, so gehen wir wohl nicht fehl in der Annahme, dass ihm die tadellose Form der Paul Heyseschen Sprache zum Vorbild diene.

Wir haben Carl Schurz verloren. Aber wir wollen nicht trauern. Wir wollen vielmehr einem gütigen Geschick dafür danken, dass er uns so lange erhalten blieb in ungeschwächter Kraft. Und wir wollen dessen eingedenk sein, dass wir einen grossen Toten nicht besser ehren können als dadurch, dass wir sein Lebenswerk fortzusetzen suchen, dass wir in seinem Geist zu leben und zu handeln versuchen. Wir wollen als Deutsch-amerikaner fortfahren, in seinem Sinn weiter zu kämpfen für die Rechte der Deutschen in diesem Lande, aber wir wollen uns nicht überheben, sondern auch das dankbar anerkennen und uns anzueignen suchen, was der Amerikaner Grosses und Gutes besitzt. Wir Deutsche wollen vor allem angesichts des Toten geloben, die deutsche Sprache immer hochzuhalten, und wir Lehrer wollen geloben, wie Carl Schurz nimmer müde zu werden im Kampf für die Wahrheit.

---

## **Das Schillerjahr in Deutschland.**

---

### **Eine Rückschau.**

---

Von **Edwin C. Roedder.**

---

(Für die Monatshefte.)

---

(Schluss.)

---

Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen, — dies Wort gilt vor allem für geistige Güter, und die Stellung zu seinen grossen Führern muss sich jedes Geschlecht neu erwerben und erkämpfen. Darum hatte Schröder in seiner Kaisergeburtstagsrede für die diesmalige Feier den ganzen Schiller verlangt, den Menschen, den Dichter, den Denker; den Schiller des starken Enthusiasmus, des ehernen Fleisses, der Treue gegen sich selbst; und ähnliche Mahnungen hatte Berthold Otto<sup>20</sup> verständnisvoll und in volkstümlicher Klarheit und Kürze erschallen lassen. Der einzige nationale Sammelpunkt wie noch 1859 ist ja Schiller heut nicht mehr, die Verkörperung der im Völkerleben einzigen Erscheinung, dass eine Nation ihre geistige Einheit und Selbständigkeit

---

<sup>20</sup> Warum feiern wir Schillers Todestag? Halle, Waisenhaus, 1905. 46 Seiten. 20 Pfg.

vor der politischen erreichen kann; die politischen und nationalen Forderungen, als deren glänzendster Anwalt ihn das Deutschland nach 1848 zu betrachten liebte, sind längst erfüllt, — freilich wenn auch Schiller sie nicht voraussah, nicht voraussehen konnte, er hat doch wie wenige in den grossen Jahren 1813, 1848 und 1870 mitgeholfen und würde wieder mithelfen, wieder mithelfen müssen, wenn es gälte den Segen zu wahren. Es wäre leicht auszudenken, wie völlig anders der ganze Ton der Feier gewesen wäre, hätte Deutschland im Mai letzten Jahres gewusst, wie es eben damals mit seinem westlichen Nachbar stand. Seien wir dankbar, dass es das nicht wusste, und dass dem Feste sein natürlicher Charakter gewahrt blieb.

„Das war ein rechter Mensch, und so sollte man auch sein!“ — dies schlichte, innige Wort des grossen Freundes tönte neben dem stolzen „denn er war unser!“ wieder und wieder.

Den ganzen Schiller, den Dichter der persönlichen Befreiung, den Erzieher zum harmonischen Menschentum, zur grossen Persönlichkeit, den Weisen und Weiser, zu suchen und zu feiern, das war der immer wiederkehrende Grundton der bedeutsamsten Festreden.<sup>21</sup> Mehr denn je brauchen wir Teilmenschen den grossen Meister der Harmonie: „krasser als je wuchern die Extreme, die er bekämpfte, zerrissener als je stehen wir zwischen Erschlaffung und Überspannung, zwischen Ver-

<sup>21</sup> Ausser den schon erwähnten Reden Schröders und Burdachs sei nur eine kleine Auswahl aus der grossen Menge genannt: Eugen Kühnemann, Schiller und die Deutschen der Gegenwart. Posen, Merzbach, 1905. 27 Seiten. 50 Pf. — Richard Weltrich, Schiller. Sein Vermächtnis an das deutsche Volk. München, Allgemeine Zeitung, 1905. 17 Seiten. 50 Pf. — Albert Köster, Gedächtnisrede zur Feier der hundertjährigen Wiederkehr von Schillers Todestag. Leipzig, Poeschel, 1905. 20 Seiten. 80 Pf. — Anton Schönbach, Rede auf Schiller. Graz, Leuschner und Lubensky, 1905. 38 Seiten. 80 Pf. — Wilhelm Windelband, Schiller und die Gegenwart. Heidelberg, Winter, 1905. 30 Seiten. 60 Pf. — Max Koch, Zu Ehren Schillers. Breslau, 1905. 20 Seiten. — Karl Joël, Schiller als Philosoph. Basler Nachrichten, No. 125, Beilage. — Hermann Fischer, Schiller der Dichter des öffentlichen Lebens. Neue Jahrbücher für klassisches Altertum und Pädagogik, Maiheft 1905. — Berthold Litzmann, Schiller und das deutsche Drama der Vergangenheit und Zukunft. Bonn, Röhrscheid und Ebbecke, 1905. 24 Seiten. 80 Pfg. — Oskar Walzel, Friedrich Schiller. Bern, Franke, 1905. 24 Seiten. 60 Pfg. — Hier wäre auch noch zu nennen ein Vortrag von Ludwig Fulda, Schiller und die neue Generation. Stuttgart und Berlin, Cotta, o. J. (1904). 44 Seiten. 75 Pf. — Von Interesse, zum Vergleich mit den Reden des Jahres 1859, ist die Sammlung von Schillerreden (J. Grimm, Doederlein, F. Th. Vischer, Stoeber, Grunert, Gutzkow, K. S. Schwarz, E. Curtius, Guhl, Carrière, Gottschall, Mangold, Zimmermann), Ulm, Kerler, 1905. 144 Seiten. 2 Mk. — Jakob Grimms Rede auf Schiller ist ausserdem als Sonderdruck im Gutenberg-Verlag zu Hamburg, 1904, erschienen (50 Pf.). — J. G. Fischer, Schiller-Reden 1849—1893. Herausgegeben von Hans Hofmann. Stuttgart, Zimmer, 1905. 144 Seiten. 1.50 Mk.



rohung und Hyperkultur, zwischen Naturalismus und Romantizismus, zwischen Bureaukraten- und Ästhetentum, zwischen Spezialisten- und Dilettantentum, zwischen einem Denken das nicht leben und einem Leben das nicht denken will" (Joël). Unerlässliche Pflicht des Einzelnen um der Gesamtheit und der Zukunft willen bleibt uns Modernen, die wir so gerne alles Heil vom Staate und der Gesamtheit erwarten, die ästhetische Erziehung, die Kultur des persönlichen Lebens durchdrungen von Ernst und Klarheit und aller unreifen weichlichen Schönheitsschwärmerei abhold (Kühnemann). Wir bedürfen der strengen Selbstzucht Schillers, seines sittlichen Gefühls, dem Glück und Pflicht als eines erscheinen, seines Heldentums in der Arbeit, das ihn auf der Höhe des produktiven Schaffens volle acht Jahre, — die die altmodische Literaturgeschichte als Jahre der Entfremdung von der Poesie registriert, — acht Jahre eines nach seiner eigenen Voraussicht allzukurzen Lebens, der Bildungsarbeit und Vervollkommnung seiner dichterischen Persönlichkeit widmen lässt; wir können uns an seinem Vorbild aufrichten zur Beschäftigung, die nie ermattet, zum Ernst, den keine Mühe bleicht, zum Kampf mit allen Schicksalsgewalten, mit dem Tode selber; — *work and despair not!* Wir sollen uns seine moralische Gesinnung zu eigen machen, die sich nicht als schwächliches Moralpredigen, sondern als „durchweg künstlerische Gestaltung des sittlichen Bewusstseins" äussert (Windelband). Wir sollen uns begeistern an seiner Begeisterung für Menschenadel und Menschengrösse, seiner Begeisterung für deutsche Grösse, seinem Idealismus, der nur der Drang ist nach dem Unendlichen, der sich am schönsten kundgibt in der Verehrung des Heldenhaften im Menschen (Burdach). Darum ist seine Dichtung wahr, wahr wie die deutsche Heldensage, darum konnten seine dichterischen Gestalten die des Forschers aus der Vorstellungswelt der lebenden Geschlechter verdrängen, soweit nicht schon sein helles Auge die Gestalten seiner Dichtung schärfer aus dem Dunkel der Vergangenheit erschaut hat, seine Hand sie fester und sicherer gebildet als der Forscher allein es vermöchte (Schönbach). Wir sollen sein nicht vergessen in hellen Tagen, auf dass er unser bleibe, wenn es nachtet, wenn wir beten, dass sein Licht uns den Pfad weise. Er soll der Dichter bleiben unserer Jugend, nicht der unreifen, sondern der blühenden, begeisterungsfähigen, die an Ideale glaubt, weil sie in der eigenen Brust die Stärke fühlt, die Ideale in der Wirklichkeit zu schaffen (Köster), der Jugend, die nicht auf des Staubes Weisheit hört, wenn sie Begeisterung, die Himmelstochter, lästert. Denn ohne Jugend kein Schiller, ohne Schiller keine deutsche Jugend! (Schröder).

Und dabei bleibt er doch und wird heut zu recht mehr und mehr erkannt als der Dichter des reiferen Alters, das allein ihn voll fassen und verstehen kann (Kühnemann). Denn die Eigenart seiner Dichtung, die

gegenseitige Durchdringung von Philosophie und Poesie, die kühne Verbindung von Sophokles und Shakespeare, wollen von einem reifen Intellekt geprüft und gewürdigt werden, so allgemeinverständlich der mächtige Schwung in der Führung der Handlung und der Glanz und die hinreissende Gewalt der Sprache in Drama und Ballade auch für die Jugend sind. Und umgekehrt dürfen wir in seinen philosophischen Schriften nicht vergessen, dass es kein kühler Denker, sondern ein warmblütiger Dichter ist, ein Dichter mit mächtiger Phantasie, der mit sich selbst spricht und mit sich über die letzten Ziele und Aufgaben der Kunst und des Lebens ins reine kommen will.

So untersuchen denn einige der Festvorträge besondere Eigentümlichkeiten seines künstlerischen Stils. Wir hören von dem Redner, der bewusst ganz besonders die Wirkungen des Gegensatzes herausarbeitet, dem Redner, der eine Gemeinde verlangt, die willens ist sich überzeugen und überreden zu lassen, dem königlichen Priester, der „im weiten Purpurmantel seiner glanzvoll rauschenden Rede durch die in Hoffnung bangende Zeit schreitet: ein Erwecker, ein Tagkürder, ein Freudebringer, ein entflammender Wegweiser zur Menschenwürde“ (Burdach).<sup>22</sup> Herold männlicher Sehnsucht, — nicht der verschwommenen, deren Symbol die blaue Blume ist, — verbindet er mit der Wahrhaftigkeit, die jede Faser seines Wesens beherrscht, das ihm eigene Pathos, das die neue Generation nicht mehr verstehen kann und will; denn wir sind heute nicht mehr pathetisch, sondern nordisch zurückhaltend, der getragene Ausdruck innerer Erregung, der redefreudige und gedanklich stilisierte Ausfluss der Gefühle ist uns nicht mehr gemäss; weil das Pathos uns selbst mangelt, und weil es ein Hauptmittel der Wirkung auf die Massen ist, so glauben wir nicht gerne an seine Echtheit, wenn wir ihm begegnen, aber mit dem pathetischen Ausdruck haben wir wohl zugleich auch innerlich den Seelenschwung und ein gut Teil Begeisterungsfähigkeit eingeüsst (Windelband).<sup>23</sup> Bei Schiller aber ist das tragische Pathos echt, denn dahinter steht ein Dichter, der selbst tragische Erlebnisse fähig ist (Burdach; Schönbach).

Den Dramatiker, den Schöpfer des nationalen deutschen Dramas grossen Stils im Zusammenhange mit seinen Vorgängern und Nachfolgern in der Geschichte des deutschen Dramas, einer Geschichte der Überraschungen und Enttäuschungen, behandelt Litzmann. Ein Vergleich seines Trauerspiels mit den traurigen Spielen neuerer Dramatiker, für diese nicht eben schmeichelhaft, findet sich bei Schönbach. In das tiefste

<sup>22</sup> Als Redner feiert ihn auch Expeditus Schmidt, Schiller und seine Gemeinde. *Literarische Warte*, 6. Jahrgang, Seite 450 ff.

<sup>23</sup> Ähnlich Moritz Necker, Schiller und unser Dichtergeschlecht. *Die Wage*, 8. Jahrgang, Seite 441—444.



Geheimnis Schillerscher Kunst, des titanischen Ringens eines Michel Angelo mit der klaren Erkenntnis der kampflosen Schönheit der Schöpfungen Rafaels und der Sehnsucht nach dieser, strebt Walzel zu dringen.

Damit gelangen wir zu der Gegenüberstellung Schiller — Goethe, an deren Statt die frühere Nebeneinanderstellung besser angebracht wäre. Das Verhältnis zu Goethe behandeln besonders schön Burdach, der eingehend Goethe als geistigen Testamentsvollstrecker Schillers betrachtet, und Bernhard Suphan,<sup>24</sup> der mehr die kleinen Unterschiede der beiden Dichternaturen herausarbeitet und darauf hinweist, dass nach wie vor jeder Gebildete sich beide zu eigen zu machen trachten müsse, aber doch nach Neigung und Anlage sich zum einen oder andern stärker hingezogen fühlen dürfe.<sup>25</sup> Es ist erfreulich, dass Schiller als vollberechtigter Dichter ersten Ranges seinen Platz an Goethes Seite zurückerobert und die hässlichen Ausfälle einseitiger Goethomanen wie Hermann Grimm allmählich verstummen. Wer tadelt Goethe, dass er nicht Shakespeare war? wem fiel es ein, Michel Angelo zu schelten, dass er nicht malte wie Rafael? welcher Franzose freute sich nicht, dass Corneille kein Racine war? ist der gotische Stil in seiner Art nicht ebenso schön wie der romanische? ist nicht die Kunst um so viel reicher? (Fulda).

Wie Goethes hell aufsteigendes Gestirn vielen den Glanz Schillers verdunkelte, hatte Fulda ebenfalls hervorgehoben und damit eine der Ursachen der unverkennbaren zeitweiligen Abwendung der literarischen und auch weiterer gebildeter Kreise von Schiller genannt. Auch andere Ursachen und Anlässe zu dieser unerfreulichen Erscheinung wurden in den Schillerreden erörtert. Da war zunächst das grosse Heer der schwächlichen Epigonen, die sich einige Äusserlichkeiten seines Stils angeeignet hatten und jahrzehntelang ihre kraft- und saftlosen historischen Jamben-tragödien auf die Bühne und den Büchertisch warfen, die nicht sehen wollten noch konnten, wie durchaus persönlich Schillers Kunst ist und wie unnachahmlich (Schröder, Köster, Fulda). Der gerechten Würdigung seines Dichtens schadete ferner der merkwürdige Umstand, dass ihn der deutsche Philister, der ihn aus einer Auswahl von Sentenzen aus den Dramen und der Glocke gründlich zu kennen glaubte, zu seinem Lieb-

<sup>24</sup> Schillerrede, im Goethe-Jahrbuch für 1905.

<sup>25</sup> Ein schönes Wort sagt Kühnemann in seinem herrlichen Buche „Schiller“ (München, Beck, 1905; 614 Seiten, gebunden 6.50 Mk.): Schiller eroberte Goethes Freundschaft als Krönung seiner Bildungsarbeit. — Eine feinsinnige Darstellung des Verhältnisses und der Wirkung Schillers auf Goethe gibt Houston Stewart Chamberlain in der Einleitung zu der neuen Ausgabe ihres Briefwechsels (Jena, Diederichs, 2 Bände, 6 Mk.), der die Worte entnommen seien, „uns aber will scheinen, wer sie nicht beide besitzt, hat keinen besessen.“ Auch J. Höffner, „Schillers Läuterung“ (Türmer, 7. Jahrgang, Maiheft, Seite 160 ff., befasst sich mit der Freundschaft der Dichter.

lingsdichter erkor, ihn, der nie dem Geschmacke des Philisters Zugeständnisse machte. Und eben weil die Philister ihn als ihren Leibdichter beanspruchten, galt er jungen Stürmern und Drängern selbst als Philister, ohne den man auskommen könne und müsse, den man kecklich in die literarische Rumpelkammer werfen dürfe; — wie gründlich man sich täuschte, weiss man jetzt, wo der Naturalismus und die Elendspoesie abgewirtschaftet haben. Nicht minder unheilvoll war für Schiller der noch im Wachsen begriffene Einfluss Nietzsches, der, der Dichter der sittlichen Anarchie, den Dichter der sittlichen Energie zu seinen „Unmöglichen“ rechnete und ihn mit dem erbärmlichen Kalauer „der Moraltrompeter von Säckingen“ abtun zu können glaubte; — beiläufig, kein kläglicheres Zeugnis für seinen Witz und Verstand kann sich der Gründeutsche ausstellen als die läppische Freude, womit er dies denkfaule Wortspiel nachplärrt.<sup>26</sup> Auch die Verwirklichung des deutschen Einheitstraumes und die durchgehende Besserung der wirtschaftlichen Verhältnisse und der Lebensführung haben ihn manchem als entbehrlich erscheinen lassen. Ohne Zweifel trifft auch die Bühne einige Schuld, die in der Zeit, als Schiller sie noch unumschränkt beherrschte, das Hauptgewicht auf die Sentenzen legte und sehr bald eine fürchterlich hohle Deklamation hervorbrachte, ausserdem aber, da ja Schiller doch immer, selbst bei schlechter Ausstattung und mit den lächerlichsten Streichungen, ein volles Haus brachte, die Dramen in pietätlosester Weise verunstaltete.<sup>27</sup> Dem ist heut anders, die Spielleiter bemühen sich redlich, den Schiller gemässen Stil, der natürlich nicht der des modernen Konversationsdramas sein darf, auszubilden und einheitlich durchzuführen; und an Ausstattung geschieht heut eher zu viel als zu wenig.

Eine weitere Ursache der Abkehr von Schiller, die allerdings — so wenig wie die zuletzt genannte Unzulänglichkeit der Darstellung auf dem

<sup>26</sup> Schiller und Nietzsche behandeln kurz und treffend Burdach a. a. O. und Kühnemann in seinem Buche, Seite 363. Auch eine beträchtliche Anzahl Zeitschriftenartikel befassen sich damit.

<sup>27</sup> Man lese nur einmal den Aufsatz des Wiener Hofburgschauspielers Ferdinand Gregori „Schiller und die Bühne von heute“ im Schillerheft des Kunstwart, 18. Jahrgang, Seite 127—131, sowie die Erinnerungen des ehemaligen obersten Spielleiters am Kgl. Schauspielhause zu Berlin, Max Grube, „Schilleraufführungen einst und jetzt“, Moderne Kunst, 19. Jahrgang, Seite 208—210. Die Frage „Wie soll man Schiller inszenieren?“ beantwortet Baron zu Putlitz, Intendant des Kgl. Hoftheaters in Stuttgart, Über Land und Meer, Band 94, Seite 728. An einem einzelnen Beispiel zeigt Eugen Kilian, wie sich das Theater am Don Karlos verständigt hat, bei der Erklärung seiner literarisch und dramaturgisch bedeutsamen Karlsruher Bühnenbearbeitung des Dramas, „Don Karlos auf der Bühne“, Marbacher Schillerbuch (Zur hundertsten Wiederkehr von Schillers Todestag herausgegeben vom Schwäbischen Schillerverein, Stuttgart und Berlin, Cotta, 1905, X, 380 Seiten, gr. 8; gebunden 7.50 Mk.), Seite 144 ff. Die Bearbeitung selbst ist als No. 4569 in Reclams Universal-Bibliothek, Leipzig o. J. (1904) erschienen.

Theater — in den Reden bei der Feier wohl nirgends genannt worden ist, aber im Schillerjahr besonders oft als Grund der Abneigung gegen den Dichter in gewissen Jahren, bei der Beantwortung der Umfragen in zahlreichen Zeitschriften, angegeben wurde, soll hier in diesem Zusammenhange erwähnt werden, nämlich der gegen die Schule erhobene Vorwurf, dass sie durch ihre Behandlung der Schillerschen Dichtung dem heranwachsenden Geschlechte den Dichter völlig verleide. Auch Berthold Litzmann hat im Marbacher Schillerbuch (Schillers Balladendichtung, Seite 181 ff.) diese Rüge ausgesprochen. Zweifellos muss sich mancher Lehrer reuevoll an die Brust schlagen und sich schuldig bekennen. Dass aber die Schule der Jugend gerade Schillers Dichtung verleide, ist schwer einzusehen; denn wer eine Schillersche Ballade oder Tragödie zum geistlosen Drill herabwürdigt, wird mit Goethe kaum glimpflicher verfahren. Mehr Sinn hätte der Vorwurf, wenn er allgemein ausgesprochen würde, wie es unlängst Arthur Bonus in seiner Anklageschrift „Vom Kulturwert der deutschen Schule“ getan hat. Nun wäre es freilich ideal, wenn jeder Lehrer, der ein Gedicht zu behandeln hat, ihr zunächst den Boden in der jugendlichen Seele liebevoll vorbereitete und dann die lebendige Pflanze mit allen Fasern und Wurzeln direkt tief ins Herz hinein senkte, — wie es nach des Schulrats Zeugnis Flemming in Otto Ernsts Schulmeisterkomödie machte, — und wenn jeder andere, der das nicht kann, fein die Finger davon liesse. Doch wir sind nicht alle solch ideale Flemminge, aber anderseits ist auch ein Schüler, der sich selbst von einem Flachsman oder einem Weidenbaum einen Unterrichtsgegenstand verleiden lässt, für den er speziell oder der Mensch im allgemeinen sich interessiert, — ihn sich so verleiden lässt, dass er nicht wieder dazu aus eigenem Antrieb zurückkehrt, — ein solcher Schüler ist weit, weit vom Ideal entfernt. Wenn aber nun nicht viele deutsche Universitätsstudenten den Schiller in die Universitätsstadt mitnehmen, wie viele nehmen den Goethe mit? wie viele beschäftigen sich überhaupt zunächst weiter mit dem, was sie eben auf der Schule betrieben haben? Um jedoch den Vorwurf zu entkräften, stelle man sich einmal die Gegenfrage: Wie viele Schüler können sich trotz den ausgezeichnetsten Lehrern für gewisse Unterrichtsfächer nicht interessieren? wie vielen bleibt die Mathematik ein Greuel? Man sage also nur dann, die Schule habe einem einen Dichter verleidet, wenn auch der beste Lehrer einen nicht dafür begeistern kann.

Um zu den *Festrednern* zurückzukehren, wären noch einige Absonderlichkeiten zu erwähnen. Man ist versucht, auf Schiller das Distichon anzuwenden, das auf die Bibel geprägt worden ist:

„Hic liber est, in quo quaerit sua dogmata quisque,  
Invenit et pariter dogmata quisque sua.“

Schiller ist gefeiert worden als Sozialdemokrat, den das Bürgertum nie verstanden habe; als Revolutionär; als Kriegsmann; als Friedensapostel; als Aristokrat, dem es vorab um die Entwicklung von Übermenschen im Sinne Nietzsches zu tun gewesen sei; ja als Katholik<sup>28</sup> und als Protestant. Mit Recht verlangt man bei solchen Einseitigkeiten wieder nach dem ganzen Schiller, wie ihn neben den oben genannten Reden vor allem Kühnemanns hochbedeutsames Werk dem modernen Menschen nahebringt.

Zu ernstem Nachdenken und erneuter Prüfung über das Verhältnis der Lebenden zu Schiller gaben die Umfragen Anlass, die in einer Anzahl Zeitschriften, wie im Kunstwart und im litterarischen Echo, sowie in einem Falle in Buchform gesammelt<sup>29</sup> ein vielfarbiges frisches Bild des Nachwirkens unseres Dichters gewähren. Der vorherrschende Ton ist der der herzlichen, warmen Verehrung; daneben einige kühl abwägende Urteile, die Schiller nur geschichtliche Bedeutung zuerkennen wollen; ganz vereinzelt schroffe völlige Ablehnung.<sup>30</sup> So viel ist sicher, die Schillerfeindschaft, die mancher Leser unter den führenden Geistern des heutigen deutschen Schrifttums finden zu müssen gefürchtet haben mochte, besteht nicht; charakteristisch ist das Bekenntnis, dass mancher nach zeitweiliger Entfremdung in reiferen Jahren wieder zu ihm zurück-

<sup>28</sup> Von Alfred Freiherrn von Berger in seiner Rede im Wiener Rathaussaale. Richtiger urteilen in der Frage der Jesuit Alexander Baumgartner, der die Vorliebe des Dichters für gewisse Seiten des katholischen Kultus rein ästhetischen Motiven zuschreibt, sowie der Benediktinerpater Ansgar Pöllmann in seiner Schrift „Was ist uns Schiller?“ (Ein Jubiläumsbeitrag. Kempten und München, Kösel, 1905. 38 Seiten. 70 Pfg.). — Zu den unnötigen Büchern des Schillerjahres gehört Arthur Böhlingks „Schiller und das kirchliche Rom“ (Frankfurt a. M., Neuer Frankfurter Verlag, 1905. 122 Seiten. 1.50 Mk.), da es nur Bekanntes wiederholt und an mehr als einer Stelle auf ganz falscher Auffassung des Dichterwortes beruht.

<sup>29</sup> Schiller im Urteil des zwanzigsten Jahrhunderts. Stimmen über Schillers Wirkung auf die Gegenwart. Eingeführt von Eugen Wolff. Jena, Costenoble, 1905. XXXIII, 172 Seiten; gebunden 4 Mk. (Inhalt: Einleitung; Schiller im Wandel der Zeiten. Summarium über Schiller. Schiller als politischer Erzieher — Verkörperung der deutschen Volksseele — Befreier — Christ — Erzieher zur Persönlichkeit — Träger und Erwecker des Idealismus — Jungbrunnen — männlicher Geist — Geleit durchs Leben — auf der Bühne — als Philosoph — Künstler — Historiker. Schiller und die Volksbildung — die Frauen — die Lehrer — die Universität — Goethe — die Modernen. Schillers Zukunft).

<sup>30</sup> So das Urteil Karl Bleibtreus, des Haupttrufers im Streit in der Schule der Jüngstdeutschen. Immerhin hätte Bleibtreu gut daran getan, sich zu vergewissern, wo Wallensteins Worte „Des Menschen Taten und Gedanken, wisst“ zu finden sind, ehe er „wisst“ ein bezeichnendes Flickwort in einem Schillerschen Monolog nannte.

gekehrt ist;<sup>31</sup> nicht wenige haben bei Annäherung der Schillerfeier eine Schwenkung durchgemacht, nachdem sie längere Zeit Gegner des Dichters gewesen waren oder sich dafür gehalten hatten.<sup>32</sup> Auch manch ein kernig Wörtlein ist zu des Dichters Preis gefallen; z. B. die wahrhaft herzerfrischenden Grobheiten Maximilian Hardens (im Lit. Echo): „Allerlei gelehrtes Rindvieh doziert mit Maul und Huf gegen den Dichter und beweist, eins, zwei, drei, was alles der Schiller ‚nicht gekonnt‘ habe. Als ob’s darauf ankäme ...“ Dass aber in der sonst durchaus würdigen Gesellschaft der Richter auch der Hanswurst nicht fehle, dafür hat George Moore (Lit. Echo) gesorgt. Er hat noch nie eine Zeile von noch über Schiller gelesen, aber trotzdem ein endgültiges Urteil, dass Schiller „classical and unreadable“ sein müsse, — das schliesst er aus seinem Namen, und nach Moore kann ein Schriftsteller nur solche Werke produzieren, die mit seinem Namen übereinstimmen; — als ob er jemandem die Schwachheit zutraute zu glauben, dass George Moore, wenn er als John Smith oder als Richard Plantagenet Montgomery zur Welt gekommen wäre, nicht ebensolchen faustdicken Blödsinn fabrizieren könnte. Und solch ein Probchen britischen Humors hat Heinrich Hart die Gefälligkeit „köstlich drollig“ zu finden.<sup>33</sup>

<sup>31</sup> Wie Brahm, dessen einleitender Satz des Vorwortes seiner Schillerbiographie, „Als Student war ich ein Schillerhasser“, zweifelhaften Ruhmes genießt. Übrigens behauptet Alois Brandl in Wolffs Buch, Brahm sei auch als Student keineswegs ein Schillerhasser gewesen, sondern habe in jener Zeit recht vernünftige Ansichten über den Dichter gehabt. Also ist sein eigenes Wort wohl nur ein Kokettieren mit der Moderne.

<sup>32</sup> Selbst Adolf Bartels, den seine Hebbelanbetung zur offenen Ungerechtigkeit gegen Schiller verleitet, scheint auf dem besten Wege, sein Urteil im ersten Bande seiner Literaturgeschichte zurücknehmen zu wollen. Schon in der Einleitung zu seiner einbändigen Hebbelausgabe (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart), Herbst 1904, drückte er sich wesentlich milder aus, und nun ist er gar im Marbacher Schillerbuch — wo er sich allerdings vorkommen muss wie etwa Pontius Pilatus im Credo — mit einem Aufsatz „Schillers Theatralismus“ vertreten; die grossartige Ursprünglichkeit von Schillers Schaffen ist freilich darin völlig verkannt. Dass Bartels zur Mitarbeit aufgefordert wurde, war entweder ein schlechter Scherz des Herausgebers, mit dem er selber wahrlich am schlimmsten hereingefallen wäre; oder es mag der Gedanke gewesen sein, dass man zu jeder Heiligsprechung auch einen *advocatus diaboli* nötig habe.

<sup>33</sup> Selbst einem so mittelalterlichen Spassmacher wie Moore, der mit Stroh- wisch und hölzernem Kindersäbel einem Schwergewaffneten in den Schranken entgegentritt, möchte ich Abbitte tun, wenn ich ihn in einem Atem nenne mit Eugen Dühring, der sich für seinen Lebensabend die traurige Rolle ausgesucht hat, die Kränze zu begeifern, die ein Volk auf das Grab eines seiner Grössten legt. Die Artikelreihe, die der Hohepriester des Berliner Kalauers unter einem Titel, der hier nicht wiedergegeben werden soll, in seiner Halbmonatsschrift „Der Personalist und Emanzipator“ (gemeint ist wohl die Emanzipation vom Anstand und



Ausgenommen rein technische Blätter gab es wohl in Deutschland keine Zeitschrift, die sich nicht in ihrer Mainummer sehr ausführlich mit Schiller abgegeben oder sich ihm ganz geweiht hätte. Voran natürlich die Familienblätter, unter denen die illustrierten zum Teil prächtigen Bildschmuck brachten. Die textlichen Beiträge sind oft recht minderwertig. Die Leipziger Illustrierte Zeitung reproduzierte in ihrer Sondernummer am 27. April eine grosse Zahl Schillerbildnisse, Porträts der Zeitgenossen und Freunde, und Schillerstätten; den Hauptartikel lieferte Karl Berger, der Verfasser der neuesten Schillerbiographie. Eine Anzahl der Beiträge in den Zeitschriften vornehmen Stils ist bereits in den Anmerkungen aufgeführt worden.<sup>34</sup> Die literarischen Fachblätter beschäftigten sich selbstverständlich mit allen möglichen Seiten seines Schaffens. Der Euphorion (Herausgeber Adolf Sauer) hat ihm seinen

von der Sitte) letztes Jahr veröffentlicht hat, muss in seinen Anhängern den Wunsch rege werden lassen, man hätte seinem Nachruhm zuliebe Dr. Oslers Vorschlag an seinem 60., besser noch 40. Geburtstage an ihm ausgeführt. Mir ist unbegreiflich, wie ein Mann, der ein Buch über den Wert des Lebens schreiben konnte (freilich aber auch in jedem seiner Bücher aus seiner Blindheit Kapital zu schlagen sucht), selbst das Heldenhafte in Schillers Persönlichkeit, sein jahrelanges tägliches Ringen mit Siechtum und Tod, so verkennen kann. Indessen tut man vielleicht dem garstigen Gezänke Dührings zu viel Ehre an, wenn man es ernst nimmt. Jedenfalls wird einem vernünftigen Menschen die Wahl zwischen Schillers Werk einerseits und Herrn Dührings Philosophie, die ihrem Schöpfer solche Gesinnungsrohheit erlaubt, und Frau Dührings Poesie anderseits (um dühringisch zu reden, müsste man Philosophaselei und Poeselei sagen) nicht schwer fallen.

<sup>34</sup> Hier seien noch genannt: Erich Schmidt, Aus Schillers Werkstatt. Deutsche Rundschau, Maiheft. — Adolf Stern, Schiller im Spiegel des 19. Jahrhunderts; Ferdinand Avenarius, Schillers Gedichte und die Phantasie, beide im Schillerheft des Kunstwart. — Rudolf Krauss, Schiller auf der Hofbühne seines Heimatlandes; Richard M. Werner, Spiel und Gegenspiel in Schillers „Räubern“; Eugen Wolff, die Schiller-Feier 1859, alle in Bühne und Welt, Schillerheft (1. Maiheft 1905). — Alexander von Gleichen-Russwurm (Schillers Urenkel), Schiller und das Ausland, Lit. Echo, Spalte 1093—1100; derselbe, Schiller als kritischer Erzieher, Neue Bahnen, 5. Jahrgang, Seite 231—235; derselbe, Schiller-Andenken; ein Blick in das Museum zu Schloss Greifenstein, Velhagen und Klasings Monatshefte, 19. Jahrgang, Seite 337—345 (dasselbe Thema behandelt er im Marbacher Schillerbuch, Seite 5 ff.). — Berthold Litzmann, Schillers Jungfrau von Orleans; O. Pfeiderer, Schillers Geschichtsphilosophie; F. Tönnies und W. Schlüter, Schiller und das Verbrecherproblem; Th. Kappstein, War Schiller religiös? alle in Deutschland (Herausgeber Graf von Hoensbroech), No. 32. — Karl Muth, Schiller im 20. Jahrhundert, Hochland, 2. Jahrgang, 8. Heft. — J. J. David, Schiller; A. Herzog, Schiller und die Griechen, Nation (Herausgeber Th. Barth), 22. Jahrgang, No. 31/32. — R. von Gottschall, Schiller im Urteil seiner Gegner, Deutsche Revue (Herausgeber R. Fleischer, 30. Jahrgang, Maiheft 1905. — Die Zeitschrift für Bücherfreunde hat Schiller ihr ganzes umfangreiches Doppelheft für April und Mai 1905 gewidmet.

Jahrgang, vier Hefte, gewidmet, die Studien zur vergleichenden Literaturgeschichte (Max Koch, Verlag von Duncker, Berlin), ein 413 Seiten starkes Ergänzungsheft. Arbeiten über Schillers Philosophie füllen ein Heft der Kant-Studien. Schilleraufsätze nehmen in Lyons Zeitschrift für den deutschen Unterricht den Raum mehrerer Hefte in Anspruch.

Die zahllosen Bücher anzuführen, die im Schillerjahr, teilweise als Frucht der Jahrhundertfeier, erschienen sind, liegt nicht im Rahmen dieses Aufsatzes, der ja nur die Grundzüge des denkwürdigen Jahres festhalten möchte. Einige der bedeutsamsten Erscheinungen seien, soweit sie nicht schon in den Anmerkungen erwähnt sind, hier mit wenigen Worten genannt; einige sollen später ausführlicher besprochen werden.

Der Ehrenplatz gebührt der Säkular-Ausgabe der Werke des Dichters, in sechzehn Bänden unter der Leitung von Eduard von der Hellen von einer Anzahl namhafter Literaturhistoriker, u. a. Minor, Köster, Walzel, herausgegeben und bei Cotta erschienen.<sup>35</sup> Genaue Textrevision, grösstenteils vorzügliche Einleitungen und Anmerkungen, tadellose Ausstattung bei beispiellos billigem Preise sichern dieser Ausgabe dauernden Wert.<sup>36</sup>

Von Einzelausgaben der Werke möchte ich nennen die sehr schöne Pantheon-Ausgabe der Gedichte (Band 13/14, Berlin, Fischer, 1904; XL, 411 Seiten; Lederband, 3 Mk.) mit der feinsinnigen Einleitung von Richard Weissenfels; ausserdem eine Prachtausgabe des Tell mit etwa sechzig Skizzen und Bildern von Ernst Stückelberg, dem Maler der Fresken in der Tellskapelle (Verlag von Velhagen und Klasing, Bielefeld und Leipzig, o. J. 6 Mk.). Mittelbar gehören hierher der vierte Band der bei Diederichs in Jena erscheinenden „Erzieher zu deutscher Bildung“, nämlich Friedrich Schiller, Ästhetische Erziehung. Ausgewählt und eingeleitet von Alexander von Gleichen-Russwurm (2 Mk.), — die Einleitung kennzeichnet den Meister des Essais, — und Schillers historische Schriften, Auswahl in zwei Bänden, herausgegeben von Jeannot

<sup>35</sup> Preis 1.20 Mk. für den Band (2 Mk. in Leinen-, 3 in Halbfranzband).

<sup>36</sup> Nicht befreunden kann ich mich mit der auf vier Bände berechneten Grossherzog-Wilhelm-Ernst-Ausgabe (Leipzig, Insel-Verlag, 4.50 Mk. der Band): Schiller als englischer Patentgigerl; die Schrift schwindsüchtige Antiqua, scheinbar aus lauter Haarstrichen bestehend; fast kein Rand; Papier so dünn, dass selbst diese Schrift durchschlägt; fünf, sechs Dramen in einem Bändchen von kaum einem Zentimeter Dicke; das Ganze eine Spielerei, nicht viel besser als die Bibel unter Vergrösserungsglas als Uhrkettenanhänger. Schade um den gediegenen Ledereinband. — Eine Volksausgabe ihrer schönen illustrierten Ausgabe, nebst Biographie, in 60 Lieferungen zu je 30 Pfg. oder in vier Leinenbänden zu je 6 Mk. lässt die Deutsche Verlagsanstalt in Stuttgart erscheinen.

Emil Freiherrn von Grotthuss (Aus der Sammlung „Bücher der Weisheit und Schönheit“, Stuttgart, Greiner und Pfeiffer; 2.50 Mk. der Band).<sup>37</sup>

Eine neue Schillerbiographie, gleich vorzüglich nach Inhalt und Form, doppelt willkommen, da die unvollendeten grossen Werke von Minor und Weltrich so gar nicht von der Stelle rücken wollen, hat uns Karl Berger geschenkt; soweit ist der erste Band erschienen;<sup>38</sup> der zweite soll im Herbst dieses Jahres folgen. Das Buch, von der Kritik aufs wärmste aufgenommen, ist eine Glanzleistung und ein würdiges Seitenstück zu Bielschowskys Goethe, und das ist Lobes genug. — Wychgram hat sein warmherzig geschriebenes Buch „Schiller. Dem deutschen Volke dargestellt“, das in vier Auflagen eine seinem Werte immer noch kaum entsprechende Verbreitung gefunden hat, in einer nicht illustrierten Volksausgabe erscheinen lassen (Bielefeld und Leipzig, Velhagen und Klasing, 1905. 399 Seiten. Gebunden 3 Mk.); im selben Verlage erschien seine „Charlotte von Schiller. Ein Frauenleben“ (in der Sammlung „Frauenleben“; geb. 3 Mk.). Dagegen ist Ernst Müllers „Friedrich von Schiller“ mit dem irreführenden Untertitel „Intimes aus seinem Leben“ (Berlin, Hofmann, 1905. Geb. 6 Mk.) eine Enttäuschung; sehr dürftig ist besonders der dritte Teil „Geschichte der Schillerverehrung.“<sup>39</sup> Zu den „Schiller-Anekdoten“ herausgegeben von Th. Mauch (Stuttgart, Lutz, 1905; VII, 308 Seiten, 2.50 Mk.) greift man vielleicht gern in einer müssigen Stunde.

Als das vornehmste Buch des Schillerjahres möchte ich Kühnemanns (schon oben genannten) Schiller bezeichnen, ein herrliches lichtvolles Werk, das wie kein zweites zu zeigen vermag, wie modern Schiller ist und wie grunddeutsch; bei der Behandlung, der die biographischen Tatsachen in jedem Kapitel knapp und klar vorangestellt sind, öffnen sich zugleich überraschende Ausblicke und Fernsichten in die ganze Weltliteratur. Und klarer und schöner als hier ist Schillers Philosophie wohl noch nirgends dargestellt worden. Daneben tritt würdig das Buch eines jungen Gelehrten, des Heidelberger Privatdozenten Robert Petsch, „Freiheit

<sup>37</sup> Die ästhetische Erziehung mit Rücksicht auf die Schule behandelt Paul Schulze-Berghof, Schiller und die Kunsterzieher, Leipzig, Wunderlich, 1905. (XI, 147 Seiten. 2 Mk.). „Schiller als Geschichtsschreiber und Politiker“ ist der Gegenstand eines Gymnasialprogramms von Albert Scheibe, Tarnowitz, 1905 (14 Seiten, 4).

<sup>38</sup> Schiller. Sein Leben und seine Werke. Erster Band. München, Beck, 1905. VII, 630 Seiten. 6 Mk.

<sup>39</sup> Besser unterrichtet über die Stellung des 19. Jahrhunderts zu Schiller die preisgekrönte Schrift Albert Ludwigs „Das Urteil über Schiller im neunzehnten Jahrhundert. Eine Revision seines Prozesses. Bonn, Cohen, 1905. 113 Seiten. 2 Mk.; ausserdem die Einleitung in Eugen Wolffs Buch und Adolf Sterns Aufsatz im Kunstwart.

und Notwendigkeit in Schillers Dramen" (Goethe- und Schillerstudien, erster Band. München, Beck, 1905. X, 300 Seiten. 6 Mk.), das diese für Schillers dramatisches Schaffen so ungemein wichtigen Begriffe in anregender und überzeugender Weise herausarbeitet aus Schillers ganzem Bildungsgang und zu wesentlich anderen Ergebnissen gelangt als Theobald Ziegler in einem den gleichen Titel führenden Beitrag zum Marbacher Schillerbuch (Seite 32 ff.) und seinem Büchlein „Schiller" (Aus Natur und Geisteswelt, Band 74. Leipzig, Teubner, 1905. VII, 118 Seiten; geb. 1.25 Mk.) Petsch' Darstellung der Jungfrau von Orleans, die mit manchem althergebrachten Irrtum aufräumen wird, möchte ich ganz besonders hervorheben.

Eine schwungvolle Charakteristik des Dichters gibt Fritz Lienhard im 26. Bande der „Dichtung", herausgegeben von Paul Remer (Berlin, Schuster und Löffler, 1905. 85 Seiten; 1.50 Mk.).

Einen altbewährten Freund, verjüngt und in neuem Gewande, begrüßen wir Schulmeister in der nunmehr dreibändigen neuen (3.) Auflage von Ludwig Bellermanns „Schillers Dramen. Beiträge zu ihrem Verständnis" (Berlin, Weidmann, 1905. Geb. je 6 Mk.). Der dritte Band enthält ausser der Braut und dem Tell den dramatischen Nachlass und ein schönes Schlusswort zum 9. Mai 1905.

Wenn ich aber nun zum Schluss das Buch des Schillerjahres nennen sollte, das mir lieber ist als alle anderen, das Buch, das, wenn ich die Wahl hätte, ich selbst geschrieben haben möchte (so sehr ich vielleicht im einzelnen widersprechen müsste), das Buch, das, wenn ich die Mittel hätte, ich jedem Lehrer des Deutschen überreichen, jeder Bibliothek einverleiben würde, so stände ich keinen Augenblick an zu sagen, das ist Wolfgang Kirchbachs „Friedrich Schiller der Realist und Realpolitiker."<sup>40</sup> Kein Schillerverehrer wird sich dem Genusse des frischen, freien, fröhlichen Werkes hingeben, ohne dem Verfasser aus innerstem Herzen zuzujauchzen und zuzujubeln; kein Schillergegner wird es aus der Hand legen, ohne sich in dem und jenem Punkte eines besseren belehren zu lassen. Solche Worte, wie sie hier fallen zur Erklärung des Don Karlos, der Jungfrau von Orleans, der Braut von Messina, zum Preise des Geschichtsschreibers, zum Verständnis seiner Lyrik, werden sich auf so kleinem Raume kaum je wieder zusammenfinden. Die Versuchung liegt mir nahe, Belege daraus zu bringen, doch wüsste ich dann nicht aufzuhören, bis ich den grössten Teil des Schriftchens ausgeschrieben hätte. Die verschiedenen Aufsätze, die es vereinigt, sind zum Teil schon früher gesondert an verschiedenen Stellen erschienen; den Anlass zu ihrer Sammlung gab die Gedenkfeier. Und wahrlich, hätte diese Feier sonst kein

---

<sup>40</sup> Schmargendorf bei Berlin, Verlag Renaissance, 1905. 72 Seiten. 1 Mk.

Ergebnis gebracht als Kirchbachs Schrift, wir müssten trotzdem herzlich dankbar sein.

---

Gibt es im Schrifttum aller Zeiten und Völker einen zweiten Geist, der so leidenschaftlich gefeiert, so leidenschaftlich befehdet worden wäre wie Schiller? einen zweiten, der wie er immer wieder die Besten in seinen Bannkreis gezwungen hätte? Nein, ein solcher Dichter ist nicht tot; einen Toten feiert man nicht und befehdet man nicht; und der Kampf ist Leben, wie der Schmerz. Und wenn er auch eine Zeitlang schlummerte, sterben kann er nicht und wird er nicht; denn stürbe er, so wäre mit ihm das beste Teil seines Volkes dahin. Die Geschichte seiner Verehrung, seiner wirkenden Lebendigkeit aber ist die Geschichte des geistigen Wachstums seiner Nation. Und ich wage ein kühnes Wort: wir stehen ihm heute näher als die Väter im grossen Jubeljahr der hundertsten Wiederkehr seines Geburtstages; ganz aber wird ihn, zusammen mit Goethe, den das ausgehende Jahrhundert angefangen hat zu erobern, erst das zwanzigste Jahrhundert sein eigen nennen.

Noch höre ich die Töne der Glocken, wie sie am neunten Mai zum Preise ihres Sängers die Stimmen vereinten, wie sie anhaben in schwerer und banger Klage, und dann mit feierlichem Ernste von des Todes Majestät sich wieder hinwandten zur Glorie des Lebens, wie sie laut riefen „denn er ist unser! unser bleibt er ganz!“ und ausklangen in einem erhabenen Hymnus des Lebens, das den Tod nicht kennt.

---

### Deutsch und Englisch. Karl Schurz über den Wert der beiden Sprachen.

---

Sehr interessant ist, was Karl Schurz, der beide Sprachen vollkommen be-  
meisterte, über den vergleichweisen Wert des Englischen und Deutschen zu sagen  
hat. Er äusserte sich darüber im Gespräche mit einem Freunde u. a. wie folgt:

„Die erste Aufgabe, die ich mir nach meiner Landung in Amerika stellte, war  
die, in möglichst kurzer Zeit Englisch zu lernen. Ich bin in späteren Jahren sehr  
oft in die Lage gekommen, die von Erziehern, Lehrern und anderen Personen an  
mich gestellte Frage nach der Methode zu beantworten, mit deren Hilfe ich das  
erworben, was ich an Kenntnis dieser Sprache und an Fertigkeit im Gebrauch der-  
selben besitze. Ich habe da mit dem Geständnis zu beginnen, dass ich nie eine  
Grammatik gebraucht habe. Ich glaube gar nicht einmal, dass ich je eine in  
meiner Bibliothek gehabt habe. Ich begann sofort zu lesen — zuerst meine täg-  
liche Zeitung, welche, da ich meinen ersten amerikanischen Wohnsitz in Phila-  
delphia genommen, der „Philadelphia Ledger“ war. Regelmässig arbeitete ich  
mich jeden Tag durch die Leitartikel, die Neuigkeiten- und Korrespondenzen-  
Spalten, und sogar, soweit es meine Zeit erlaubte, durch den Anzeigen-Teil des  
Blattes hindurch. Der „Philadelphia Ledger“ war zu jener Zeit ein kleines, dürf-  
tig ausgestattetes, politisch mehr oder minder farbloses Blatt, welches seine



Leser mit Vorliebe mit editoriiellen Diskussionen über solche harmlose Gegenstände, wie die „Freuden des Frühlings“, die „Schönheiten der Freundschaft“, das „Glück eines tugendhaften Lebens“ und ähnliche Dinge in einem Stil unterhielt, der gelegentlich einen kleinen Anlauf ins Schwunghafte nahm, vor allen Dingen aber stets von ängstlicher Moralität war. Dann begann ich englische Novellen zu lesen, deren erste, wenn ich mich recht erinnere, der „Vicar von Wakefield“ war. Danach kam Walter Scott, Dickens und Thackeray. Nach ihnen Macaulays Historische Essays, dann — es war damals meine Absicht, mich für die Rechtslaufbahn vorzubereiten — Blackstones „Commentare“, deren klaren, knappen und kraftvollen Stil ich seitdem nie aufgehört habe, für ein wahrhaft grosses Muster zu halten. Shakespeares Dramen, deren enormer Wörterschatz mehr Schwierigkeiten als alle die übrigen bietet, kam zuletzt. Ich gestattete mir nie, auch nur das geringfügigste Wort zu überschlagen, dessen Bedeutung mir nicht vollständig vertraut war. Selbst beim leisesten Zweifel versäumte ich es nie, mein Wörterbuch zu befragen.

Gleichzeitig betrieb ich eine andere Übung, von deren ausgezeichnete Wirkung ich mich bald überzeugen sollte. Ich war bereits früher mit den „Junius“-Briefen durch eine deutsche Übersetzung bekannt und schon in ihr von der Brillanz dieser Form politischer Diskussion höchlich gefesselt worden. Sobald ich mich in der Kenntnis der neuen Sprache genügend fortgeschritten fühlte, besorgte ich mir eine englische „Junius“-Ausgabe und übersetzte schriftlich eine ansehnliche Anzahl der Briefe aus dem Original ins Deutsche. Dann nahm ich meine Übersetzungen und übertrug sie ins Englische zurück und verglich es mit dem englischen Original. Es war das eine sehr mühsame Arbeit, aber ich sollte ihren Nutzen bald wahrhaft zwingender Weise fühlen. Vereint mit meiner Lektüre gab es mir das, was ich das Gefühl der inneren Logik und zugleich des äusseren Gefüges der Sprache nennen möchte.

„Seit ich als englischer sowohl, wie deutscher Redner und Schriftsteller bekannt geworden, bin ich oft von Personen, die sich für linguistische und psychologische Probleme interessieren, gefragt worden: ob ich beim Schreiben oder Sprechen Deutsch und Englisch denke, und ob ich dabei nicht beständig von einer Sprache in die andere übersetze? Die Antwort darauf hat zu lauten: dass ich, Englisch sprechend oder schreibend, auch Englisch denke, und beim deutschen Sprechen oder Schreiben auch Deutsch denke, — während ich, meinen Gedanken, still für mich hin, d. h. ohne sofortige Notwendigkeit, sie auch zum Ausdruck zu bringen, folgend, selbst nicht weiss, in welcher Sprache ich denke.

„Ich bin auch oft gefragt worden: in welcher Sprache ich es vorzöge, zu denken und zu schreiben. Ich habe darauf zu antworten: dass das von dem Gegenstand, der Gelegenheit und dem Zweck der betreffenden Kundgebung abhinge. Im allgemeinen ziehe ich die englische Sprache vor für öffentliche Reden, teils wegen der grösseren Einfachheit ihrer syntaktischen Konstruktionen und zum teil, weil die Aussprache ihrer Konsonanten mechanisch leichter und weniger ermüdend für den Sprecher ist. Auch möchte ich ihr den Vorzug für die Diskussion politischer Gegenstände und geschäftlicher Dinge wegen ihrer vollständigen und präzisen Terminologie einräumen. Aber für die Erörterung philosophischer Fragen, für Poesie und für die intimere Familien-Konversation habe ich stets das Deutsche vorgezogen. Über alles hinaus aber habe ich noch das Eine gefunden: dass über gewisse Gegenstände oder mit gewissen des Deutschen und Englischen gleich mächtigen Personen ich, wie es der Augenblick gerade bringt, bald lieber Englisch oder Deutsch spreche, ohne recht zu wissen, warum. Es ist

das etwas Unwillkürliches, eine Art Gefühlssache, die eben nicht genau erklärt werden kann.

„Gelegentlich habe ich Sachen, die ich Englisch gesprochen oder geschrieben hatte, nachträglich ins Deutsche zu übersetzen gehabt, oder umgekehrt. Und da ist dann meine Erfahrung die gewesen: dass ich die Übersetzung aus meinem Englischen in mein Deutsches ungleich leichter fand, als die Übersetzung aus meinem Deutschen in mein Englisches. Mit anderen Worten: mein deutscher Wortschatz lieferte mir ungleich leichter und williger die Äquivalente für das, was ich Englisch gesprochen und geschrieben, als es umgekehrt der Fall war. Ich sah mich von mehr unübersetzbaren Worten und Wendungen in meinem Deutschen in Verlegenheit gesetzt, als in meinem Englischen. Man möchte das vielleicht dahin erklären wollen: dass weil Deutsch meine Muttersprache und diejenige ist, in der ich herangewachsen bin, mir auch im Deutschen ein grösserer Wortschatz zu Gebote steht. Aber ich habe die nämliche Ansicht auch von anderen und zwar gerade in diesem Punkte höchst kompetenten Leuten ausgesprochen gehört, welche in der englischen Sprache aufgewachsen waren und erst dann eine gleiche Beherrschung des Deutschen erworben hatten. Es ist eine bemerkenswerte Tatsache, dass, obgleich das Deutsche für hart und in seiner syntaktischen Konstruktion für schwerfällig gilt, die deutsche Literatur doch einen viel grösseren Reichtum von Übersetzungen ersten Ranges besitzt, als irgend ein anderes Schrifttum, während Übersetzungen aus dem Deutschen, besonders solche deutscher Poesie, in eine andere moderne Sprache mit sehr wenigen Ausnahmen höchst unvollkommen sind.

Es gibt kaum einen grossen Poeten irgend einer Literatur, wie Horaz, Virgil, Dante, Cervantes, Shakespeare, Moliere, Victor Hugo, Tolstoi, der nicht eine Übertragung ins Deutsche erfahren hat, welche des Originals würdig und häufig von ebenso erstaunlicher Schönheit, wie Getreue gewesen wäre. Nichts, das in einer anderen Sprache geschrieben worden, kann auch nur entfernt mit der Übersetzung der Homerischen Iliade und Odyssee von Johann Heinrich Voss verglichen werden. Und so manche von Shakespeares Stücken, die auf den ersten Blick jeder Übersetzungs-Möglichkeit geradezu Hohn zu sprechen scheinen, sind in der deutschen Übersetzung das Staunen der Welt geworden. Auf der anderen Seite sind die Übertragungen deutscher Meisterwerke in andere Sprachen mit nur ganz wenigen glänzenden Ausnahmen, in deren vorderster Reihe die Bayard Taylorsche „Faust“-Übersetzung ist, ein unverhülltes Fiasko geworden. Die wenigen Ausnahmen bestätigen gerade in ihrem Glanz die Regel nur um so mehr.

„Dieser ausserordentliche Reichtum der deutschen Literatur an ebenbürtigen Übersetzungen — denn diese Übersetzungen können geradezu als ein Teil des deutschen Schrifttums bezeichnet werden — machen das Studium der deutschen Sprache zu einem Gegenstand besonderen Interesses für Jeden, der eine wirkliche literarische Bildung anstrebt.“

---

**Zum Aufsatzunterricht.** Von E. O. Hoffmann. Der Aufsatzunterricht in der Volksschule hat naturgemäss sein Augenmerk auf zweierlei zu richten: auf die Form und auf den Stoff. Nach beiden Richtungen hin soll der Volksschulaufsatz praktisch, d. h. den Anforderungen des Lebens gemäss sein. Die Form der schriftlichen Mitteilung, die dem gewöhnlichen Mann am meisten unter die Hände kommt, ist der Brief. Woran mangelt es nun diesen Briefen meist?

1. Ausserlich an der richtigen Anordnung oder Platzverteilung;
2. stilistisch an der geschickten Einleitung und passenden Schlussform;

3. grammatisch an dem sicheren Gebrauch der Für- und Höflichkeitswörter.

Dies alles aber sind Dinge, die nur durch Übung erlangt werden können. Daher wird mit Recht die Forderung erhoben:

Die Briefform muss in unseren Schulaufsätzen, wo nur irgend angängig, angewendet werden.

Hinsichtlich des Stoffes aber muss der Aufsatz im Zusammenhang mit dem übrigen Unterricht stehen. An dem Prinzip muss festgehalten werden:

Der Aufsatz sei die Quintessenz eines erarbeiteten Unterrichtsganzen.

Aus den Unterrichtsstoffen können nun Erzählungen, Beschreibungen und Schilderungen als Aufsätze gebildet werden, denen meist ohne viel Mühe das Gewand eines Briefes gegeben werden kann. Dies ist der einzige Weg, um die Briefform vielfach zu üben. Einige Themen aus dem 6. Schuljahr mögen dies zeigen:

1. Brief Georg Schmidts an den Kaufmann (Lesestück: Die Söhne eines Bettlers);
2. Brief eines italienischen Maurers in die Heimat (Fahrt über die Alpen);
3. Brief eines amerikanischen Einkäufers an seine Familie (Überfahrt, Hamburg, Industrie von Chemnitz);
4. Brief der ausgewanderten Schwarzwälder in die Heimat (Die Auswanderer);
5. Brief des Kolumbus an einen Freund.

Für solche Briefe muss ein gutes Lesebuch Beispiele enthalten, z. B. Briefe Herders an seine Kinder aus Italien. Diese Stilproben müssen fleissig gelesen und eingehend besprochen werden.

Da nun der bestehende Lehrplan den schriftlichen Aufsatz vom 3. Schuljahr an vorschreibt, so muss sich mit der Tatsache abgefunden werden. Wie kann der Aufsatzunterricht auf dieser Stufe fruchtbringend für eine bessere Fertigkeit in der Briefform gestaltet werden? Da erfahrungsgemäss der Gebrauch der persönlichen Für- und Höflichkeitswörter häufig fehlerhaft ist, so müssen diese auf der unteren Aufsatzstufe fleissig geübt werden. Die Aufsatzform, die das gestattet und so auf den Brief vorbereitet, ist das Gespräch. Einige Beispiele aus dem 3. Schuljahr:

1. Gespräch zwischen Rotkäppchen und Mutter,
2. „ „ Schwan und Gans,
3. „ „ Schlüsselblume und Dotterblume,
4. „ „ Knaben, Sonnenschein, Vogel, und Apfelbaum (Versuchung),
5. „ „ den Wald-Musikanten (Waldkonzert),
6. „ „ Dornröschen und dem Prinzen.

Diese Form wird aber auf der Unterstufe meist gemieden wegen der Interpunktion der wörtlichen Rede. Diese muss deshalb auf dieser Stufe einfacher gestaltet werden. Man trenne Einleitesatz und Rede einfach bloss durch Doppelpunkt.

Nun noch ein Wort zu den freien Aufsätzen. Um frei arbeiten zu können, muss vor allem ein Stoff da sein, der allseitig bekannt ist. Es muss aber auch genug Stoff da sein, wenn jeder etwas schreiben soll. An dem mangelnden Stoff scheitern meist die sog. praktischen Briefe (Geburtstagsglückwunsch, Entschuldigung, Anfrage). Am besten sind meinen Schülerinnen da immer nur der Brief über Weihnachten und der über die Ferien gelungen. Sonst aber ist bei solchen

praktischen Briefen der Stoff immer in 3, 4 Sätzen erschöpft, und dazu wird die Form mehr oder weniger gleichmässig, formularmässig. Diese Art von Briefen möchte ich deshalb nicht dem Aufsätze, sondern dem Diktate zugewiesen wissen; hier können die Schüler zeigen, dass sie die Briefform, die im Aufsatz geübt worden ist, auch beherrschen.

Stil kann nur an Stilproben gelernt werden. Die Stilmuster aber soll das Lesebuch bieten. Und hier kann gewiss noch manches geschehen, um den Stil der Lesestücke dem betreffenden Schulalter gemässer zu gestalten. Wenn bei einmaligem Lesen ein Kind den Hauptinhalt eines Satzes nicht entdeckt, wenn derselbe durch verfrühte Häufungen von Nebensätzen versteckt ist; dann ist der Satz als Stilmuster der betreffenden Stufe zu verwerfen. Man sehe daraufhin die Lesestücke an.

## Berichte und Notizen.

### I. Korrespondenzen.

#### Baltimore.

Man lebte hier in der festen Zuversicht, im Jahre 1907 den Lehrertag in der Monumental City begrüssen zu dürfen, hatte doch der Unabhängige Bürgerverein von Maryland schon im Juni letzten Jahres einstimmig eine dahingehende Einladung erlassen. Das betreffende Einladungsschreiben war allerdings nicht zur offiziellen Kenntnis des Lehrertags zu Chicago gekommen, es war nämlich dem Vertreter Baltimores unter der Geschäftsadresse des Herrn Emil Mannhardt, Sekretär des Bürgerausschusses zu Chicago, nachgeschickt worden, und letzterer brachte ihm das Schreiben aus Versehen erst am letzten Tage in die Versammlung. Bei den gehäuften Geschäften der Schlussitzung gelang es dem Baltimorer nicht mehr, das Einladungsschreiben dem Bunde offiziell vorzulegen, er sprach aber allenthalben davon und zeigte es auch vor und nach Schluss der Sitzung den Beamten, wie auch vielen Mitgliedern, mit denen er in Berührung kam, und bedeutete ihnen auch, dass das Jahr 1907 vornehmlich darum gewählt worden sei, weil dann aus Anlass der Jamestown Feier die Reisekosten hieher voraussichtlich um die Hälfte ermässigt werden. Alle schienen es sehr günstig aufzunehmen, und so kam denn der Baltimorer heim unter dem Eindruck, dass der Lehrerbund im Jahre 1907 in Baltimore tagen werde, und er hatte bereits einleitende Schritte dafür sowohl hier wie in dem

benachbarten Washington getroffen, als er in diesen Tagen in den Monatsheften von der Ankündigung des Bundessekretärs überrascht wurde. Diese musste hier befremdend wirken, es wäre aus mehr als einem Grunde wünschenswert gewesen, wenn die Vollzugsbeamten vor ihrer Entscheidung die Wünsche und den guten Willen der Baltimorer berücksichtigt hätten; ich glaube, wir hätten sie und die Cincinnati Freunde für unsere Ansichten gewinnen können. Vostehende Worte sollen lediglich ein Stimmungsbild geben, in keiner Weise aber irgend eine Kritik andeuten, es sind uns ja die obwaltenden Umstände ganz und gar unbekannt. Natürlich sieht man hier recht wohl ein, dass eine abermalige Umänderung nicht statthaft wäre.

Für das Lehrpersonal der öffentlichen Schulen wurden während des jetzt zu Ende gehenden Schuljahres mehr Vortragskurse gehalten, als je zuvor. Die Kosten trug in den meisten Fällen die Schulbehörde. Besonders anregend wirkten die Vorträge des Prof. James Mark Baldwin von der Johns Hopkins Universität über Educational Psychology for Teachers. Sein jüngst im Appletonschen Verlag erschienenenes „The Story of the Mind“ enthält einen wesentlichen Teil seiner lichtvollen Ausführungen, es sei hiermit den Berufsgenossen als trauter Gefährte in stillen Mussestunden der Ferienzeit empfohlen. Es kostet nur 35 Cents. Vorträge eines Herrn Wysche, aus ei-

nem der Südstaaten, führten zu eigentümlichen Auffassungen seitens mancher der Zuhörer. Herr Wysche scheint auf „Story telling“ zu reisen, kann aber nach seinen hiesigen Leistungen kaum als ein grosser Meister in diesem Fach angesehen werden, es finden sich hier Lehrer, und besonders Lehrerinnen, die es weit anziehender zu behandeln verstehen; auch erschien es vielen bedenklich, als der Herr auch Erzählungen im Negerdialekt für das Schulzimmer befürwortete.

Der jugendliche Richter Otto Schönrich hielt vor der allgemeinen Lehrerversammlung einen Vortrag über Erziehungsverhältnisse in Porto Rico und dem übrigen Westindien. Seit sechs Jahren Richter auf Porto Rico konnte er ein lebendiges Bild von dem diesbezüglichen Aufschwung auf jener Insel geben, und da er in den letzten Monaten in einem vertraulichen Auftrag der Bundesregierung drei verschiedene Reisen nach Westindien unternommen hatte (auf einem Kriegsschiff), die ihn schliesslich durch die ganze Inselwelt bis zur venezolanischen Küste brachten, so war er auch mit den dortigen einschlägigen Verhältnissen bekannt geworden. Er betonte u. a. die Wichtigkeit der Erlernung von mindestens einer fremden Sprache, vornehmlich der deutschen; in Westindien und dem spanischen Amerika werde keiner als ein Gebildeter angesehen, der nicht mindestens eine Fremdsprache verstehe, häufig sei er in Gesellschaft gewesen, in der verschiedene Sprachen gesprochen wurden, und wenn sich dann einer darunter gefunden habe, der nur die eigene Muttersprache verstand, so sei das zu des Redners Beschämung gewöhnlich ein Amerikaner gewesen. — Der junge Jurist befindet sich zur Zeit wieder auf seinem Richterposten in Porto Rico.

Was hiesige Schulverhältnisse betrifft, so muss leider angegeben werden, dass die Sturm- und Drangperiode des doch schon seit mehr als fünf Jahren bestehenden neueren Systems am Schlusse dieses Schuljahres noch nicht zu Ende gekommen zu sein scheint. Immer noch erscheinen in den Tageszeitungen mehr oder minder heftige Angriffe gegen die herrschenden Gewalten und deren Massnahmen. Hoffentlich bringt uns die nahe Zukunft Klärung, und damit die zu einem erpriesslichen Schaffen so nötige Harmonie.

S.

#### Californien.

„The land of sunshine, fruit and flowers“ zeigt heute ein anderes Antlitz als vor dem 18. April dieses Jahres. An jenem Tage gegen fünf Uhr morgens fand hier das grösste Erdbeben statt, das die kalifornische Geschichte verzeichnet. Dasselbe dauerte ungefähr 40 Sekunden und hat nicht nur die Erdoberfläche, sondern auch die ökonomischen und sozialen Verhältnisse gründlich erschüttert. Der beste und schönste Teil Californiens östlich vom Küstengebirge wurde von dem Unglück befallen, und Leute, die gestern wohlhabend waren, stehen heute mit dem Tramp in einer Reihe, um die notdürftigsten Nahrungsmittel in Empfang zu nehmen. Eine grosse Gleichmacherin ist die Natur! Soziale Fragen werden im Handumdrehen gelöst, oder doch wenigstens vorläufig entschieden. Die Wirkung des Erdbebens wurde am meisten fühlbar einem Striche entlang, der sich von Santa Cruz nördlich durch San Jose, San Francisco und über Santa Rosa hinaus zieht. Lick Observatory erlitt nur unbedeutenden Schaden, ebenfalls die Staatsuniversität zu Berkeley. Aber die malerisch angelegte Stanford Universität hatte viel zu leiden. Die prachtvolle Kapelle und das grosse Museum wurden fast gänzlich vernichtet, alle anderen Gebäude, besonders die fast vollendete Bibliothek und das Gymnasium, wurden mehr oder weniger beschädigt, so dass die Universität für dieses Semester geschlossen werden musste.

Die Gebäude waren meistens in spanischem Missionsstile aus grauem Sandstein errichtet, doch waren sie, wie der Präsident Jordan sagt, nicht für ein Erdbeben berechnet. Dasselbe gilt im allgemeinen von der kalifornischen Bauart, und eine der Lehren, die man aus diesem Ereignis gezogen hat, ist die, dass in Zukunft solider gebaut werden muss. Die Stahlbauten haben sich am besten bewährt, so dass dieselben wohl mehr und mehr in Gebrauch kommen werden. Das fünfzehnstöckige Gebäude des „Call“ in San Francisco, z. B., hielt während des Erdbebens ausgezeichnet stand, leider aber wurde es durch das nachfolgende Feuer ausgebrannt. Der schwerste Schlag in dieser Katastrophe befel San Francisco, die Metropole und „ein klein Paris“ der Pacificküste. Es wurde jedoch weniger durch das Erdbeben als durch das darauffolgende Feuer beschädigt. Da die



ungeheure Bodenerschütterung die Röhren der Wasserleitung an vielen Stellen gebrochen hatte, so war kein Wasser vorhanden, um das Feuer zu löschen, das an zwanzig Stellen zugleich ausbrach. Fast drei Tage wütete das Element, und Dynamit war das einzige Mittel, womit es bekämpft werden konnte. Die Kanonade war fünfzig Meilen in die Runde Tag und Nacht hörbar. Über sechshundert Häuservierecke fielen den Flammen zum Opfer, die grösste und wertvollste Strecke, die in diesem Lande je niedergebrannt wurde. Der Schaden beträgt Hunderte von Millionen. Drei Viertel der Stadt, deren wichtigster Teil brannte nieder, alle grossen Hotels, Restaurants, Theater, Schulen, Kirchen, Banken, Engros- und Detailgeschäfte, Bibliotheken, Museen, prächtige Wohnhäuser u. s. w. wurden ein Raub der Flammen. 300,000 Menschen wurden obdachlos und brotlos, und die Zahl der Toten wird auf 1,000 geschätzt, wenn auch der offizielle Bericht bis jetzt nur über 330 Todesfälle konstatiert. Ein Glück war es, dass das Ereignis zu früher Morgenstunde stattfand, sonst hätten sicher auf den Strassen, in Geschäften, Schulen oder Theatern Tausende ihren Tod gefunden. — Worte reichen kaum aus, um das Unglück zu schildern, das über Tausende hereingebrochen ist. Die Erregenschaften von Generationen wurden zerstört, und Unzählige wurden momentan an den Bettelstab gebracht. Machtlos weicht der Mensch der Götterstärke, aber nicht hoffnungslos. Nachdem der erste Schrecken vorüber ist, geht er mutig ans Werk, um das zurückzuerobieren, was die Elemente ihm entrissen haben. Dies ist heute die Stimmung in Californien. Ein Lichtblick in den ersten Tagen des Missmuts und der Verzweiflung war die Opferwilligkeit, mit der das ganze Land, ja sogar das Ausland, seine Hilfe und Unterstützung anbot. Jetzt ist man bereits an der Arbeit, um Schutt und Trümmer wegzuräumen und Platz zu machen für eine grössere und schönere Stadt. Besonders was uns am meisten interessiert, die Schulen werden bald und besser wieder aufgebaut werden. Vorläufig behilft man sich, so gut man kann, um dieses Schuljahr zu Ende zu bringen, und da die Regenzeit in diesem Staate wohl für diese Jahreszeit vorüber ist, so wird das nicht schwer halten.

Im übrigen behält der Staat immer noch seine Vorzüge, seine grosse Fruchtbarkeit und sein wundervolles

Klima, und die Söhne der Pioniere und ihre Nachfolger werden das Terrain wiedergewinnen, das ihnen ein plötzlicher Schicksalsschlag entrissen hat.

V. B.

#### Chicago.

Gehaltsrückstände. Vor mehreren Jahren wurde unserer Lehrerschaft ein gewisser Prozentsatz vom Gehalt abgezogen, weil man, wie das bei unseren städtischen Behörden so oft vorkommt, kein Geld hatte, um den Vollbetrag zu bezahlen. Auch das Schuljahr wurde damals abgekürzt, um der jämmerlichen Finanznot ein Ende zu machen. Unsere Lehrervereinigung, bekannt unter dem Namen teachers' federation hat sich aber das nicht gefallen lassen und wurde klagbar. In erster Instanz wurde zu ihren Gunsten entschieden und der Schulrat angewiesen, den Betrag von rund 73,000 Dollars an die Lehrer auszubezahlen, wogegen jedoch an ein höheres Gericht appelliert wurde. Jetzt hat sich aber doch im Schulrat das Gewissen geregt, und er hat beschlossen, ohne auf die Entscheidung der nächsten Instanz zu warten, jenen Betrag zu bezahlen, merkwürdigerweise jedoch nur an die Lehrpersonen, die der Federation angehören. Da nur etwa ein Drittel unserer Schulmeisterinnen dazu gehören, so ist doch klar, dass den anderen ein grosses Unrecht geschieht. Aber darum kümmert man sich nicht. Jedenfalls wird die Folge davon die sein, dass sich noch viel mehr der Federation anschliessen werden zur Freude der streitbaren Miss Healy und zum Verdrusse unseres Superintendenten Cooley.

Der letztere, der als Reformator unseres Schulwesens schon genug Widersacher unter dem Lehrkörper hat, ist jetzt auch wieder auf eine neue Idee verfallen. Ist es der Umstand, dass sein Amtstermin zu Ende geht und er sein \$10,000 Amt nicht verlieren will, oder ist es ihm wirklich um die rasche Fortbildung der Lehrer zu tun — er hat sein Prüfungssystem, durch das er sich bei vielen gründlich verhasst gemacht hat, dahin geändert, dass in Zukunft der erfolgreiche Besuch von Vorträgen, die sich auf Pädagogik und Methodik beziehen, auch zur Promotion von einer niederen in eine höhere Gehaltsgruppe berechtigen soll. Freilich darf man es den schon durch ihren Beruf abgearbeiteten Lehrern ja nicht etwa leicht machen, in dieser Zeit der Teuerung ein paar Dollars mehr zu verdienen. Sein Plan besteht deshalb da-

rin, dass wenigstens in fünf Fächern Vorträge gehört werden. Mehr als zwei darf man nicht besuchen und da jeder 36 Stunden umfassen muss, so kann man im besten Falle in 2½ Jahren sein Ziel erreichen. Ausserdem hat der betreffende Universitätsprofessor, der die Vorträge hält, und der Superintendent selbst am Ende des Termins zu entscheiden, ob der Besuch ein erfolgreicher gewesen sei oder nicht. Und nur unsere beiden Universitäten oder die sogen. Normal Extension Kurse sollen anerkannt werden (nicht etwa Colleges etc.)

Ob unter diesen Umständen der neue Plan eine Erleichterung für die Lehrer sein wird, kann man jetzt noch nicht sagen. Tröstlich ist aber, dass die Examina auch bestehen bleiben und wir die Wahl zwischen den beiden segensreichen Einrichtungen haben.

Unser Schulratsmitglied Dr. Wail hat kürzlich durchgesetzt, dass eine neu zu bauende Schule den Namen „Ludwig Friedrich Jahn“ erhalten wird. Damit wird dem alten Turnvater von der Hasenheide bei uns ein würdiges Denkmal gesetzt. Von turnerischer Seite wird die Schule mit der Büste Jahns geziert werden.

Der Vorsteher der Zwangsschule Mac Query, ein Schwager eines früheren Schulratspräsidenten, wird sich Ende des Schuljahres auch ein neues Wirkungsfeld suchen müssen. Er war mehrere Jahre vor der Eröffnung jener Schule schon mit vollem Gehalt zum Vorsteher ernannt und hat während seiner tatsächlichen Amtszeit so viele Untersuchungen seiner Amtsführung erlebt, wie wohl kein anderer Prinzipal. Jeder der jungen Taugenichtse kostet der Stadt jetzt jährlich über \$700. Für normale Kinder gibt man etwa \$30 aus.

Emes.

#### Cincinnati.

Unsere Schulbehörde schwimmt förmlich im Geld, seitdem die Staatslegislatur mehr Mills in der Steuerrate für Cincinnatier Schulzwecke bewilligt hat. Der Finanznot blasse Wehmut hat damit aufgehört, und innerhalb der nächsten Jahre werden eine grosse Anzahl neuer Schulhäuser, wahre Schulpaläste, errichtet und viele der alten zeitgemäss verbessert und vergrössert werden. Es war die höchste Zeit, wenn wir mit unseren Schulgebäulichkeiten hinter anderen Städten nicht gar zu weit zurückstehen wollten. Aber eine Phase in

den fortschrittlichen Neuerungen seitens unserer Schulbehörde wird von den Freunden der einzig richtigen Jugend-erziehung, der gleichmässigen Ausbildung von Körper und Geist, mit besonderer Freude und Genugtuung begrüsst werden, nämlich die Vergrösserung der Höfe beziehungsweise der Spielplätze bei allen Schulen, die bisher in dieser Beziehung stiefmütterlich bedacht waren. Diese Erweiterungen durch Ankauf angrenzender Häuser oder Bauplätze werden zwar schweres Geld kosten; allein das Opfer ist durchaus nicht zu gross für die gesunde Erziehung einer Grossstadt-Jugend. Auch bei der Errichtung der neuen Hochschule auf Fairview Heights, einem unserer hübschen Vorstadthügel, soll in bezug auf innere und äussere Ausstattung keineswegs gespart werden, um sie zu einer modernen Erziehungsanstalt ersten Ranges zu gestalten. Handfertigkeitsunterricht und Haushaltungswissenschaft werden darin ganz besondere Berücksichtigung finden.

Der Seminar-Verein, dessen Gründung im Interesse des deutsch-amerikanischen Lehrerseminars ange-regt wurde, ist am 25. Mai durch Annahme einer Konstitution und Wahl von Beamten zur Tatsache geworden. Zufolge der Verfassung kann jedermann Mitglied des Vereins werden, der sich für das Seminar interessiert, und auch Vereine werden zur Mitgliedschaft zugelassen. Der Jahresbeitrag für Einzelmitglieder wurde auf 50 Cents festgesetzt, und Vereine haben für jede 50 Cents, die sie pro Jahr bezahlen, eine Stimme. Dr. H. H. Fick wurde per Akklamation zum Präsidenten gewählt, Herr Gottlieb Müller zum 1. Vizepräsidenten, Frau Minnie Maier zur 2. Vizepräsidentin, Frau Charlotte Neeb zur Protokollsekretärin, Herr Wm. Von der Halben zum Korr. Sekretär, Herr G. H. Burger zum Schatzmeister und die Herren John Schwaab, Emil Kramer und Dr. G. Deutsch als Vertrauensmänner. Der Vorstand ist der festen Zuversicht, dass er durch die Beiträge, sowie durch verschiedene Unterhaltungen zum Besten des Vereins bereits im ersten Jahre wenigstens \$500 realisieren und der Seminarkasse zuwenden könne.

Der deutsche Oberlehrerverein hat in seiner letzten regelmässigen Sitzung vom 31. Mai folgende Beamten für das nächste Schuljahr gewählt: Herr Max Wels, Präsident; Herr Wm. Jühling, Vizepräsident; Herr

F. W. Wehe, Sekretär, und Herr Christian Zimmermann, Schatzmeister. Der Verein schloss sich dem deutsch-amerikanischen Staatsverbande an und bewilligte dafür die übliche Kopfsteuer. Auch ein Beitrag von fünf Dollars für den Seminarverein wurde sofort angewiesen.

Am 2. Juni fanden sich die männlichen Lehrer des deutschen Departments zu einem hübsch arrangierten Schulschluss-Essen in einem Vorstadtgarten zusammen, wozu verschiedene Freunde des deutschen Unterrichts als Gäste geladen waren. Seit einer Reihe von Jahren vereinigte eine solche kulinarische Gelegenheit diese Herren zum ersten Male wieder an fröhlicher Tafelrunde, woselbst Kollegialität und Korpsgeist bekanntlich am besten gepflegt werden. Hauptzweck und Veranlassung der überaus gemüthlich verlaufenen Festlichkeit, die sogar in loreileiligen Versen besungen wurde, war indessen diesmal die Wiedergenesung unseres Vorstehers des deutschen Unterrichts Dr. H. H. Fick. Es war ein echt deutsches fröhliches Familienfest.

E. K.

#### Milwaukeee.

Der Kampf um die neue Gehaltsvorlage ist aufs heftigste entbrannt: er wird in den Lehrerkonferenzen, in den Komiteesitzungen und in der Tagespresse ausgefochten. Nach genauer Untersuchung des von dem zuständigen Komitee des Schulrats entworfenen Schemas hat es sich herausgestellt, dass die Gehälter der Lehrer in den oberen Graden — also der durchwegs älteren und erfahreneren Lehrer — dadurch bedeutend vermindert werden, während die Gehälter der jüngeren, unerfahrenen Lehrkräfte, von denen ein grosser Prozentsatz gar nicht im Lehrfach bleiben, erhöht werden soll. Daher die grosse Unzufriedenheit unter den Lehrern. Eine Berechnung aller Lehrergehälter nach dem vorgeschlagenen Schema auf einer Basis von zwanzig Jahren ergibt bei einer Vergleichung mit den jetzigen Gehältern folgendes:

#### Gewinn. Einbusse.

1ter Grad .....	\$900	—
2., 3., 4. und 5. Grad.....	150	—
6. Grad .....	—	\$ 850
7. Grad .....	—	850
	oder \$650	
8. Grad .....	—	1,400
Vize-Prinz. . . . .	—	1,550
Lehrer des Deutschen.....	—	1,700
	oder 1.500	
Hilfslehrer des Deutschen —	—	650

Von einer Gehaltserhöhung kann doch angesichts dieser Zahlen gar keine Rede sein; denn wenn auch die Lehrer der unteren Grade eine geringe Zulage (\$7.50 pro Jahr) erhalten, so ist doch — mit der einzigen Ausnahme der Lehrerinnen des ersten Grades — bei allen anderen Lehrern die Einbusse eine solche enorme, dass man den neuen Entwurf mit vollem Recht als einen klug ausgeheckten Plan zur Beschneidung der Lehrergehälter bezeichnen darf. Das alte, aber stets neue Motiv des Sparens im Schulwesen scheint auch hier wieder obzuwalten.

Dass man indessen an massgebender Stelle die unausbleiblichen Folgen einer solchen Taktik nicht einsieht, zeugt von grosser Kurzsichtigkeit. Das, was an dieser Stelle in der Mainnummer der „Monatshefte“ über das neue Gehaltsschema gesagt wurde, sei hiermit entschieden wiederrufen; denn nach gründlicher Prüfung des neuen Entwurfs sind wir überzeugt, dass derselbe keinen Fortschritt für das hiesige Schulsystem bedeutet.

Einer amtlichen Mitteilung des Superintendenten Carroll G. Pearse gemäss sollen auch in diesem Jahre keine Versetzungen der Schüler nach Massgabe der durch die Schlussprüfungen erlangten Zensuren stattfinden, sondern nur auf Grund des Leistens während des ganzen Semesters in den vorgeschriebenen Fächern gemacht werden. Die amtliche Bekanntmachung betont dabei nachdrücklich, dass kein Schüler wegen schlechten Betragens sitzen bleiben soll.

Der Unterricht in den naturwissenschaftlichen Fächern (nature study) ist im laufenden Schuljahr in unsere Schulen eingeführt worden, u. z. dermassen, dass man in jeder Klasse je einen Vogel, einen Baum, eine Blume und ein Kraut zum Gegenstand des Studiums macht. Auf ähnliche Weise wird auch der Unterricht in der Literatur betrieben: in jedem Grad, vom 3. bis zum 8., ist je ein Schriftsteller vorgeschrieben, dessen Leben und Wirken zu studieren ist und einzelne Werke desselben zu memorieren sind.

Denjenigen Kollegen, die ihre diesjährigen Sommerferien in Europa verbringen werden, Seminarlektor Griebsch, den Herren Seminarlehrern Burckhardt und Eiselmeier und den Herren Lienhard und Sigmeyer, wünschen wir eine glückliche Reise und einen recht angenehmen Aufenthalt im alten Vaterland.

X.

## New York.

Bei Einsendung dieses Berichtes hat die vom „Verein deutscher Lehrer New Yorks und der Umgegend“ für den 2. Juni in der St. Benediktus-Schulhalle an Barbarastrasse in Newark anberaumte letzte Versammlung im laufenden Schuljahre noch nicht stattgefunden. Da in dieser Versammlung nur einige Vereinsangelegenheiten zu erledigen sind, im übrigen aber der Geselligkeit Rechnung getragen werden soll, so lässt sich schon jetzt das Gesamtergebnis unserer geistigen Bestrebungen im letzten Vereinsjahre feststellen. Ausser einem ausführlichen Berichte über die Vereins-sitzungen des Vorjahres von Hugo Geppert in der Sitzung am 2. Dezember im Café Boulevard bekamen wir leider nur 2 Vorträge zu hören. Die Herren, die damit umso mehr unseren Dank verdienen, waren Dr. Wahl und H. J. Boos. Herr Dr. Wahl sprach am 4. November über Tuiskon Ziller und dessen Einfluss auf die Entwicklung der modernen deutschen Pädagogik. Interessant in dem Lebenslaufe Zillers ist der Umstand, dass dieser Pädagoge in seinen jüngeren Jahren das Lehrfach aufgab und sich mit Erfolg dem Studium der Rechte widmete. Aus dem Leipziger Professor der Rechte entpuppte sich aber bald der berühmte Professor der Pädagogik. Seine Prinzipien finden allgemeine Geltung sowohl für höhere wie für niedere Schulen. Das geht z. B. aus einem seiner obersten Grundsätze hervor, nach welchem bei Behandlung eines Unterrichtstoffes die ethische Seite die Hauptsache sein soll. Während der Debatte über diesen Vortrag legten zwei Mitglieder ein schweres Stündenbekenntnis ab, nämlich die Herren Professor Dr. Tombo und Carl Herzog. Beide hatten zu Zillers Zeit in Leipzig studiert und — horrible dictu — sich nicht im geringsten um den Professor Ziller gekümmert. Als sie später erkannten, was für ein berühmter Mann Ziller geworden war, kam die Reue über das Versäumte zu spät. In Betreff des Herrn Herzog lagen übrigens mildernde Umstände vor. Er hatte bereits einmal den Entschluss gefasst gehabt, eine Vorlesung Zillers zu besuchen. Da wurde ihm aber von anderen Studenten davon abgeraten, weil die Vorlesungen Zillers höchst langweilig seien.

In der Sitzung am 3. Februar in Harburgers Halle in Newark hielt Herr H. J. Boos einen Vortrag über das

Thema: „Beeinflussung des Herzens und der Lungen durch Leibesübungen“. Der Einsender dieses Berichtes war leider durch Krankheit verhindert, den Vortrag zu hören. Jedenfalls war Herr Boos seiner Aufgabe gründlich gewachsen. Er hat sich aus einem Jünger Pestalozzis in einen Jünger Jahns verwandelt und leitet jetzt, nachdem er sieben Jahre in Boston eine hervorragende Turnlehrerstelle bekleidet hatte, die Turnübungen an der De Witt Clinton Hochschule in New York. Herr Dr. Monteseur wäre beinahe mit Herrn Dr. Wahl und Herrn Boos der dritte im Bunde gewesen. Er hatte für den 2. Dezember einen Vortrag angemeldet: „Kurzer Vergleich deutscher und amerikanischer Universitäten nach einem Vortrage von H. S. Pritchett.“ Leider ist er uns seinen Vortrag so lange schuldig geblieben, bis er den Vortrag von H. S. Pritchett, nach welchem er einen Vortrag halten wollte, vollständig vergessen hatte.

Übrigens darf nicht unerwähnt bleiben, dass unsere erste Versammlung nach den Ferien, am 7. Oktober, nicht uninteressant war. Unser Verein ist ein Zweigverein der „Vereinigten deutschen Gesellschaften von New York“ und bei dieser Vereinigung durch Herrn Dr. Albert Kern, der damals auch Präsident der vereinigten deutschen Gesellschaften war, als unseren Delegaten vertreten. Herr Dr. Kern erstattete nun als solcher am 7. Oktober Bericht über die Tätigkeit der vereinigten deutschen Gesellschaften, und dieser Bericht gestaltete sich wie gewöhnlich zu einem brillanten Vortrage.

Zum Schlusse sei nun noch die Hoffnung ausgesprochen, dass wir im nächsten Jahre mehr Vorträge zu hören bekommen, als im verfloffenen Jahre.

Unsere Nachbarstadt Newark rüstet sich gewaltig für das 21. National-Sängerfest des Nordöstlichen Sängerbundes, das vom 30. Juni bis 5. Juli daselbst abgehalten werden soll. Präsident Roosevelt, der Botschafter Baron Speck von Sternburg und der Gouverneur Stokes von New Jersey sind dazu eingeladen. Leute aus unserem Fache spielten soweit bei der Veranstaltung des Festes eine nicht unwichtige Rolle. Zu Preisrichtern für den Text des Kaiserpreludes wurden ausser dem Redakteur der hiesigen Freien Zeitung, E. Wenzel, noch Dr. Carl Kayser vom New Yorker Normal College und Robert Mezger von der Newarker Hochschule ernannt. Ihre Aufgabe war keine kleine, da 350 ein-



gesandte Gedichte zu prüfen waren. Die Wahl der Preisrichter fiel auf das Gedicht „Hans und Grete“ von Robert Schmidt, Lehrer in Gross-Lichterfelde bei Berlin, der, nebenbei gesagt, seiner Zeit im deutsch-französischen Kriege in sieben Schlachten mitgekämpft hat, ohne krank gewesen oder verwundet worden zu sein. Der volkstümliche Charakter des Gedichtes verhalf ihm mit zum Siege. Weniger volkstümlich kann man die preisgekrönte Vertonung des Gedichtes von Julius Lorenz, dem Festdirigenten, nennen. Sie ist zwar sehr charakteristisch und kunstvoll ausgearbeitet, enthält aber viele Dissonanzen, ist reich an Überzeugungen und bietet grosse Schwierigkeiten beim Einüben.

H. G.

#### Preussen.

Vom preussischen Volksschulunterhaltungsgesetz. Es sollen durch dieses Gesetz die Rechte und Pflichten der an der Schulenthaltung beteiligten Faktoren festgelegt werden. Es soll dieses Gesetz die Handhabung werden zur weiteren Aufbesserung der Lehrergehälter, insbesondere auf dem Lande. Mit Sehnsucht müsste in Lehrerkreisen darauf gewartet werden; dieses Gesetz müsste das Tagesgespräch der Volksschullehrer, ein stehendes Thema ihrer Fachpresse bilden. Mit nichten. Man misstraut diesem Gesetz allerwärts von dem ersten Tage seines Bekanntwerdens bis heute, und zwar täglich immer mehr. Die alten Kartellparteien waren es, die sich zusammengeschlossen hatten, um dieses Gesetz zu bearbeiten und durchzubringen, Konservative und Nationalliberale.

Man wunderte sich von vornherein, wie es möglich sein sollte, dass die Nationalliberalen an einem Schulgesetze hervorragenden Anteil nehmen konnten, welches die stillschweigende Zustimmung des Zentrums fand. Und es ist denn auch von den Nationalliberalen ein gut Teil von Zugeständnissen auf konfessionellem Gebiete gemacht worden, insbesondere hinsichtlich der Simultanschule, die durch das neue Gesetz zwar nicht beseitigt, aber doch stark eingeengt worden ist. So ist es gelungen, in der Kommission, der das Gesetz zur Vorberatung überwiesen war, glücklich alle die Klippen zu umschiffen, die am konfessionellen Gestade liegen. Aber das Gesetz ist mit zu vielem Beiwerk bepackt, das im Grunde genommen nicht dazu gehört. Es ist leider nicht allein von dem Bestreben diktiert worden, der Volksschule zu

helfen, sondern die Parteien haben das Gesetz als Mittel zur Stärkung ihrer Macht zu benützen gesucht. Lagen die Wünsche des Zentrums auf konfessionellem Gebiete, so die der Konservativen auf dem Gebiete der Selbstverwaltung. Ihnen ist die Entwicklung, welche das Volksschulwesen in den Städten, insbesondere in den Grossstädten gewonnen hat, ein Dorn im Auge. Die Stadtverwaltungen galten ihnen als liberal verdächtig, die Lehrerschaft der Städte gleichfalls. Es sagt ihnen auch das schnelle Tempo, in welchem die Städte seit dem Besoldungsgesetz ihre Lehrer aufbesserten, nicht zu, da dadurch der Abstand zwischen Land- und Stadtlehrerbesoldung immer grösser wurde und es dem rechten Flügel dieser Parteien am guten Willen fehlte, diesem Übel abzuweichen. Da galt es, den Städten die Lust und Freude an der Schule durch Einschränkung der Selbstverwaltung zu verderben. Den Städten sollte die freie Lehrerwahl genommen werden, ein Vorhaben, das infolge Widerspruchs der liberalen Parteien auf die Forderung zusammengeschrumpft ist, dass der Staat das Recht der Rektorenernennung erhalten solle, welches bisher die Städte besaßen. Man glaubt wohl dadurch eine Handhabung zu erhalten, das freisinnige Bürgertum in den Städten niederzuhalten. Und an dieser Stelle droht nun, wie die Kommissionsabstimmung vom 1. Mai beweist, das Schulgesetzschifflein zu scheitern. Die Nationalliberalen haben durch ihre Abstimmung klar und deutlich erklärt, dass sie nicht gewillt sind, eine Verkürzung der Selbstverwaltungsrechte mitzumachen, und der Minister und die Konservativen haben brüsk erklärt, dass sie an der Grenze der Zugeständnisse angelangt seien. Seitdem verlaute wenig über das Schicksal des Gesetzes, das in diesen Tagen hinter den Kulissen wohl desto mehr Gegenstand des Handelns und Feilschens sein mag. Man hofft auf liberaler Seite, dass die nationalliberale Partei festbleiben und diesen Eingriff in Rechte, welche seit 100 Jahren von den Städten ausgeübt wurden, nicht zugeben werden.\*

Bunzlau i/Sch., 10. Mai 1906.

P. H.

\* Nach einem energischen Kampfe, den die gesamte Lehrerschaft Preussens gegen die rückschrittliche Tendenz des Gesetzes führte und an dem sich auch noch in letzter Stunde die bedeutendsten Universitätsprofessoren beteilig-



## II. Umschau.

Zur Kritik des deutschen Sprachunterrichts an den Elementarschulen New Yorks. Auf die Notiz im Maihefte unserer Zeitschrift hin bezüglich einer im „N. Y. Globe“ wiedergegebenen, angeblich von Hochschullehrern der Stadt New York ausgesprochenen Kritik des deutschen Unterrichts in den dortigen Elementarschulen erhalten wir eine Zuschrift von Herrn Carl Herzog, Lehrer des Deutschen an der „De Witt Clinton High School“, die im wesentlichen folgendermassen lautet:

„Dass der erwähnte Artikel hier Aufsehen erregt hat, braucht wohl nicht erst erwähnt zu werden. Auch der Verein der deutschen Lehrer an Elementarschulen hat sich damit befasst und bei der ersten sich bietenden Gelegenheit einen Protest an Sup't. Maxwell abgeschickt, der in der letzten Sitzung des Vereins auch den Empfang desselben bestätigte. Überrascht hat die Notiz im „Globe“ auch mich, nicht so sehr, dass Kritik geübt worden ist (denn wo geschähe das nicht!), sondern dass die Ansicht von beinahe jedem Hochschullehrer geteilt werde und dass überhaupt eine diesbezügliche Anfrage an die Prinzipale verschiedenen Hochschulen ergangen sei. Die letzte Anfrage über den Wert des deutschen Unterrichts in den Elementarschulen kam meines Wissens vor mehr als 3 Jahren, und die Antwort war, dass der Unterricht den Hochschulen nützlich (helpful) sei. Dies wurde von jedem einzelnen Lehrer der Abteilung unterschrieben. Eine ähnliche Antwort sandten die deutschen Lehrer der Wadleigh High

School. Der Vorsteher des Deutschen an der High School of Commerce, Herr Arnold Kutner, der selbst früher an den Elementarschulen tätig gewesen war, berichtet nun allerdings, dass eine Anfrage an ihn gekommen und von ihm auch beantwortet worden sei, dass aber seine Antwort gewiss nicht als Grundlage für die Kritik genommen werden könne.

„Wie aber lautete da die Anfrage? Ob Kinder nach einjährigem Studium des Deutschen in den Elementarschulen sofort in den Kursus des zweiten Jahres der Hochschule im Deutschen eintreten können. Und nun vergegenwärtigen Sie sich die Verhältnisse: Tägliche Unterrichtszeit für Deutsch 45 Minuten in den Hochschulen, 40 Minuten in den Elementarschulen, in den ersteren ohne irgend welchen Abzug, in den letzteren mit häufiger Beschränkung. In den ersteren werden Hausaufgaben, durchschnittlich täglich 45 Minuten in Anspruch nehmend, verlangt, in den letzteren sind sie absolut verboten. In den Hochschulen ist der Unterricht im ersten Jahre rein grammatisch, in den Elementarschulen wird Hauptwert auf Konversation und Lesen gelegt. In einer grossen Anzahl von Elementarschulen wird überhaupt keine fremde Sprache, in anderen die französische gelehrt. In der Wadleigh High School wird Deutsch im ersten Jahre praktisch überhaupt nicht gelehrt, in den anderen nur in den sogenannten „scientific courses“.

„Nachdem die Schüler unter den obigen Beschränkungen ein Jahr Deutsch in der Elementarschule gehabt

ten, gelang es den liberalen Parteien, die Regierung zur Zurückziehung des anstössigen Abschnittes bezüglich der Rektorenernennung zu bewegen. Die Selbstverwaltungsrechte der Städte sind gewahrt und das Gesetz fand am 29. Mai in dritter Lesung die Annahme des preussischen Abgeordnetenhauses.

Hoffentlich beruhigen sich nun die Gemüter wieder. Fast wäre es den Rückschrittlern in der preussischen Gesetzgebung gelungen — und nichts wäre ihnen lieber gewesen —, die festgeschlossene Phalanx der deutschen Lehrerschaft, in der diese dem Lehrerstande

der ganzen Welt bisher als Muster diente, zu durchbrechen, indem sie geschickterweise Stadt und Land zu entzweien suchten. Infolge der den Landlehrern durch das Gesetz gewährleisteten Gehaltserhöhung lag den letzteren an der Annahme desselben; die Gefahr, die darin für die Städte lag, achteten die meisten für gering. Nun sind alle Teile zufriedengestellt, und es ist nur zu wünschen, dass die Elemente, denen das Aufstreben des Lehrerstandes und der Volksschule Deutschlands von jeher ein Dorn im Auge war, das Nachsehen haben. D. R.

haben, kommen sie nach einer Pause von einem Jahre mit Schülern zusammen, die das Gelernte in frischer Erinnerung haben und auf vollständig verschiedenen Unterricht eingedrillt sind. Das Beste aber ist, dass bis jetzt noch in keiner einzigen Schule ein wirklicher Versuch gemacht worden ist, den Elementarunterricht an den Hochschulen zu verwerten. Dahingehende Anregungen z. B. von meinem früheren Kollegen Herrn Karl Kayser (jetzt Professor am Normal College) und mir wurden als nicht ausführbar von der Hand gewiesen. Ziehen Sie nun noch in Betracht, dass, seitdem der einjährige Unterricht hier besteht, den Lehrern an den Elementarschulen noch der einheitliche Lehrplan fehlt, trotzdem er von ihnen wiederholt und dringend gefordert worden ist; dass eine einheitliche Leitung ebenso wenig besteht; dass die einzelnen Lehrer den mehr oder weniger schrullenhaften Ansichten ihrer Prinzipale über die Erteilung des fremdsprachlichen Unterrichts Rechnung tragen müssen: so können Sie sich vorstellen, unter welchen Schwierigkeiten die hiesigen Lehrer des Deutschen zu leiden haben. Und die Hochschullehrer, die geneigt sind, Kritik zu üben, sollten sich zuerst bemühen, sich mit den Verhältnissen vertraut zu machen, dann aber sich nicht vornehm von ihren Kollegen in den Elementarschulen abschliessen, sondern im Verein mit denselben dahinwirken, den deutschen Unterricht auf die höchstmögliche Stufe der Vollkommenheit zu bringen. Sie selbst werden davon dann den allergrössten Nutzen haben."

Der Verwaltungsrat der Carnegieschen Zehnmillionen-Stiftung zur Pensionierung verdienstvoller Professoren und Lehrer hat die folgenden Regeln aufgestellt:

„Jede Person, die 65 Jahre alt ist und nicht weniger als fünfzehn Jahre Professor gewesen und zur Zeit seines Rücktrittes noch Professor eines gutstehenden Instituts ist, soll zu einer jährlichen Pension berechtigt sein, wie folgt:

„Für einen Gehalt von \$1600 oder weniger sollen \$1000 gewährt werden;

„Für jede hundert Dollars über \$1600 sollen noch \$50 zu den \$1000 hinzugeschlagen werden, aber keine gewährte Pension soll grösser als \$3000 sein.

„Nach 25jähriger Dienstzeit, ohne Rücksicht auf das Alter, stellt sich die Vergünstigung, wie folgt:

„Für einen wirklichen Gehalt von \$1000 oder weniger beträgt die jährliche Pension \$800;

„Für jede \$100 über einen Gehalt von \$1600 sollen noch \$40 hinzugeschlagen werden."

Keine Person unter 65 Jahren, die weniger als 25 Jahre tätig gewesen, ist zu einer Pension berechtigt. Das jährliche Einkommen aus der Stiftung beläuft sich auf etwa \$500,000. Wie gemeldet wird, sind bereits zweihundert Gesuche um Pensionierung bei dem Verwaltungsrat eingelaufen. Der Rat hat bekannt gemacht, dass auch die Witwen von Professoren pensionsberechtigt sind. Aber eine Frau muss wenigstens zehn Jahre lang die Gattin eines pensionsberechtigten Professors gewesen sein. Sie erhält dann die Hälfte der Vergünstigung, und die Pension hört auf, sobald sie sich wieder verheiratet.

Nach R. S. Klemm vom nationalen Erziehungs-Bureau in Washington verwendet das Deutsche Reich jährlich eine halbe Million Mark auf die Unterhaltung oder Unterstützung von deutschen Schulen in fünf Erdteilen. Die Ver. Staaten, Österreich und die Schweiz sind von dieser Vergünstigung ausgenommen. Die Gelder werden wie folgt verteilt:

Europa. 96 Schulen, 535 Lehrer und 10290 Schüler, von denen 64 Prozent deutsch sind.

Asien. 18 Schulen; 109 Lehrer, 1105 Schüler (74% deutsch).

Afrika. 43 Schulen, 127 Lehrer, 2725 Schüler (82% deutsch).

Südamerika. 738 Schulen, 1090 Lehrer (87% deutsch).

Zentralamerika. 3 Schulen, 18 Lehrer, 330 Schüler (87% deutsch).

Australien. 77 Schulen, 89 Lehrer, 2620 Schüler (99% deutsch).

Hochschulen mit deutschen Lehrern befinden sich in Konstantinopel, Antwerpen, Brüssel, Mailand, und Bukarest; höhere Grammatikschulen in Madrid, Lissabon, Barcelona, Mexiko, Kopenhagen, Port Elisabeth (Kapkolonie), Jassy, Alexandria (Ägypten), Shanghai, Jerusalem, Genua, Rom, Florenz und Neapel.

Erdbeben und Feuer haben die Jahresversammlung der N. E. A., die im Juli in San Francisco stattfinden sollte, zu nichte gemacht. Der Vollzugsausschuss dieses Vereins hat

beschlossen, einerseits wegen der Unmöglichkeit, in der noch verbleibenden kurzen Zeit die Vorbereitungen in zufriedenstellender Weise zu treffen, andererseits aus wohlangebrachtem Mitgefühl für die vom Unglück schwer heimgesuchte Stadt, die Tagung in diesem Jahre ganz ausfallen zu lassen.

Der staatliche Erziehungsrat von Utah hat den Präsidenten der N. E. A. telegraphisch ersucht, einen nationalen Schultag anzusetzen, damit an dem Tage den Schulkindern Gelegenheit gegeben werde, je fünf oder zehn Cents zum Wiederaufbau der San Franciscoer Schulen beizusteuern. Man glaubt, dass wenigstens zehn von den

achtzehn Millionen Schulkindern der Vereinigten Staaten Beiträge liefern werden.

Columbus, Ohio, und Hoboken, New Jersey, gehören vom nächsten September an zu den Städten, welche das Durchschnittsgehalt der Lehrer erhöht haben.

Die Schulkinder St. Pauls werden sich im Juli an dem daselbst stattfindenden deutschen Sängerefest beteiligen. Fräulein Elsie Shaw, die Leiterin des Musikunterrichts an den öffentlichen Schulen daselbst, hat die Einübung der Lieder mit etwa tausend Schülern übernommen.

### III. Vermischtes.

Die bösen Fremdwörter. Vor einiger Zeit hielt in einer sächsischen Stadt ein vaterländischer Verein seine Hauptversammlung ab. Zur Beratung stand u. a. Wahl des Vorstandes. Um die Sache abzukürzen, machte ein Mitglied den Vorschlag, durch Zuruf zu wählen. Die Versammlung schien damit einverstanden zu sein, und man wollte mit dem Namensaufruf beginnen. Da erhob sich eines der Mitglieder und liess sich also vernehmen: „Kameraden! Ich hab' nun schon viele Hauptversammlungen mitgemacht, und da ist allemal der Vorstand „per Akklamation“ gewählt worden, und die Sache hat geklappt, und wir sind gut dabei gefahren. Ich bin also dafür, dass wir's auch diesmal beim alten lassen und den Vorstand nicht durch Zuruf, sondern wieder „per Akklamation“ wählen.“ Was folgte, bedarf keiner weiteren Ausführung. Der Ärmste! Zum Glück nahm sich seiner eine mitleidige Seele an und gab ihm die nötige Aufklärung.

Papiertaschentücher für die Pariser Schüler. Die Schüler der Pariser Gemeindeschulen erhalten seit kurzem Papiertaschentücher, wodurch man die Gefahr der tuberkulösen Ansteckung möglichst zu beseitigen hofft.

Kein Geringerer als Andrew Carnegie unterstützt die Bemühungen derjenigen, die die Schreibweise des Englischen ändern wollen. Fünfzehn Tausend Dollars hat er für sein Steckenpferd bis jetzt hergegeben, und zwölf Wörter will die Superintenden-ten-Vereinigung der N. E. A. zur Än-

derung vorschlagen (siehe letzte Nummer der „M.“). Macht mehr als \$1000 für jedes Wort. Die Geschichte wird teuer zu stehen kommen!

Ein Seminarist als Erfinder. Der Seminarist Flettner der zweiten Klasse am Seminar zu Fulda hat einen Apparat erfunden, der es möglich machen soll, dass man den Torpedos eine von der ursprünglichen Richtung abweichende beliebige Bahn geben kann. Der Erfinder ist auf einige Zeit beurlaubt worden, um mit massgebenden Persönlichkeiten zwecks Prüfung und Vervollkommenung seiner Erfindung zu verhandeln.

Lehrertausch. Zwischen den Unterrichtsbehörden von Schottland und Preussen wird demnächst ein Vertrag über den Austausch von Lehrkräften abgeschlossen werden. Ein gleicher Vertrag besteht schon zwischen Schottland und Frankreich.

Goethes Leben. Aus einer Stadt in nächster Nähe von Berlin teilt eine Lehrerin folgenden kleinen Aufsatz einer zwölfjährigen Schülerin in wortgetreuer Abschrift mit, der das gelehrte Thema „Goethes Leben“ ebenso kurz wie erschöpfend behandelt:

„Goethe wurde im Jahre 1749 zu Mains geboren. Sie waren eine vornehme Familie. Es war eine Kaiserkrönung, dabei konnte er gut sehen, denn er hatte einen guten Platz. Als er alt genug war, brachte ihn sein Vater auf die Universität zu Leipzig. Dort lernte er sehr gut. Seine Eltern freuten sich, dass er so gut lernte. Darum sagt ein Sprichwort: Vom Vater

lernt ich die Natur, das Leben zum studiren, vom Mütterchen lernt ich die Natur zum Stücke zu Flabusiren. In Leipzig bekam er eine schwere Krankheit. Er hatte was an seine Augen. Nun sollte er wieder zurück. Aber das wollte er nicht und nach einigen Tagen war er wieder gesund. Als er angelernt hatte, zog er wieder nach Mains. Dort wurde er von Herrn Karl August aus Weimar eingeladen. Sie gingen hin, und sie brachten die Tage heiter und fröhlich zu. Manchmal kriegte er auch einen Tag frei zum Dichten. Goethe starb im Jahre 1832. Seine letzten Worte waren: „Mehr nicht!“

### Frühling.

Die Ammer flödet tief im Grund,  
Der Frühling blüht mein Herz gesund.

Unter die Augen halt ich die Hand,  
Schimmernd liegt vor mir das Band.

Schimmernd wie ein goldener Rauch  
Über allen Dingen liegt ein Hauch.

So still, so sonnig hängt die Luft,  
Über die ganze Welt weht Veilchenduft.

Unter die ganze Welt ungesehn  
Leise, leise Sonntagsglocken gehn.

Die Ammer flödet tief im Grund,  
Der Frühling blüht mein Herz gesund.  
Arno Holz.

### IV. Eingesandte Bücher.

Elementary Algebra by G. A. Wentworth. Ginn & Co. Boston, 1906.

Aus Wachsmuths Kunstverlag, Leipzig: Bilder für den Anschauungsunterricht, zwei Tafeln, erste Hilfsleistung (Dr. Baur-Fischer): 1. Armbruch; 2. Blutvergiftung, à M. 1.60; technologische Tafel: Ziegelei, M. 2.20; drei Tafeln, geographische Charakterbilder: 1. Kieler

Kriegshafen, 2. Japan, 3. Niagarafälle, à M. 1.40; Völkertypen: Japaner, M. 2.20; drei Tafeln, kulturgeschichtliche Bilder: 1. Volkstypen (1813), 2. Alchimist, 3. vor dem Stadttore, à M. 2.80.

Aus goldenen Tagen. Studien und Abenteuer von Heinrich Seidel. Selected and edited with notes, vocabulary and exercises by Dr. Wilhelm Bernhardt. Boston, D. C. Heath & Co. Price 35 cts.

## Deutsches Lesebuch für Amerikanische Schulen.

Herausgegeben von

W. H. Rosenstengel,

vormals Professor der Staatsuniversität Wisconsin,  
und

Emil Dapprich,

vormals Direktor des Nat. Deutscham. Lehrerseminars.

Band I Fibel und erstes Lesebuch für Grad 1 und 2.	
Ausgabe A nach der Normalwörtermethode.....	20 Cents
Ausgabe B nach der Schreiblesemethode.....	20 Cents
Band II für Grad 3 und 4.....	30 Cents
Band III für Grad 5 und 6.....	40 Cents
Band IV für Grad 7 und 8.....	50 Cents
Grammatische Übungshefte für Band I und II 5 Cents pro Heft.	

“Wir kennen keine Lehrbücher dieser Art, die der systematisch fortschreitenden Methode so angepasst sind, deren Inhalt mit solcher Sachkenntnis und mit solcher Berücksichtigung der Bildung des Herzens und Gemütes der Kinder and alles dessen, was das Kind interessiert und ihm Freude macht, ausgewählt ist, und die edler und schöner ausgestattet sind.”—New York Review.

Verlag:

German=English Academy,

558-568 Broadway,

Milwaukee, Wis.